

Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nr. 182 — 2. Jahrgang

Saarbrücken, Donnerstag, den 9. August 1934

Chefredakteur: M. Braun

Rutschalarm von der Saar

Seite 3

Das Urteil des Auslandes über Hitlers Trauerrede

Seite 7

Meißner - immer und überall

Seite 8

Deutschlands Oberster Kriegsherr

Hindenburg ist tot — Hitlers Revanchegeist lebt — Alleinherrscher und Kabinettskrieg

Berlin, 8. August 1934.

Von wohlunterrichteter Seite wird uns geschrieben: Der Reichsbischof hat der Öffentlichkeit mitgeteilt, das letzte Wort Hindenburgs an ihn sei gewesen: „Sorgen Sie dafür, daß in Deutschland Christus gepredigt wird.“

Auf der großen rein militärischen Trauerfeier in Tannenberg hat der „Führer“ des Reichs und des Volkes diesen letzten Wunsch Hindenburgs so wenig erfüllt wie andere Wünsche des alten Herrn. Er schloß seine Rede mit der bombastischen Phrase: „Nun, toter Feldmarschall, trete ein in Walhall.“ Eine rein germanisch-heidnische Wendung, die freilich erst dann ganz sichtlich gewirkt haben würde, wenn man den Leichnam des alten Heerführers auf einem Holzstroh den Klammern übergeben und ihm sein Schlachttrophäen in den germanischen Himmel mitgeschickt hätte.

Wir verstehen, daß der Marschall des Weltkrieges mit allen militärischen Ehren zu Grabe geleitet wird, aber die Feier in Tannenberg, die gewiß auch im Auslande stark beachtet worden ist, war nur und ausschließlich dem Gott der Schlachten geweiht. Sie fand in sonderbarem Gegensatz zu den Friedensreden, die der „Führer“ und sein Stellvertreter seit einiger Zeit zu halten pflegen. Die Rede des „Führers“ und das große militärische Schauspiel mit allen Symbolen des kaiserlichen Heeres waren ein lautes und bewußt starkes Bekenntnis zur Tradition des militärischen Prekrentums und zum kriegerischen Geiste dieser Ueberlieferung. Nichts war in dieser grandiosen Totenfeier auf einem der größten Schlachtfelder des Weltkrieges, was zu den Friedensreden des Reichskanzlers gepaßt hätte. Der Armeeführer Hindenburg wurde geehrt und gefeiert, und der Zivilisten wurde nur gedacht, als die alte demagogische Pöge von dem „Frevel der Weimarer“ wieder einmal rednerisch ausgewertet wurde, der Hindenburg und seinen Grenadiere den Sieg entrißen haben soll. Der Staatsführer, der diese militärische Kundgebung vor dem Denkmal von Tannenberg veranstaltet hat, wird sich nicht wundern dürfen, wenn die Welt aus dem Geiste um den Sarg Hindenburgs Folgerungen zieht.

Erst jetzt ist mir Ihr Nachruf „Hindenburg“ zu Gesicht gekommen. Der Verfasser dürfte den lebenden Hindenburg aus beobachtet haben, aber er hat m. E. nicht genügend herausgearbeitet, daß Hindenburg immer der altpreußische Junker und als Soldat stets ein Mann mit der festen Hoffnung auf eine kommende deutsche vieronche geblieben ist. Er hat privat daraus nie einen Hehl gemacht. Oft genug hat er in kleinerem Kreise gesagt, er hoffe, daß seine Enkel wieder gutmachen würden, was 1918 durch den Kriegsausgang und den Friedensvertrag von 1919 verdorben worden sei. Das wurde nie mit besonderer Gehässigkeit gegen Frankreich vorgetragen, die dem Alten fernlag, sondern mit der Selbstverständlichkeit, die eine Anschauung, die den Krieg als politisches Mittel, insbesondere zur Revision von Friedensverträgen für unausweichlich hielt. Das hinderte ihn nicht, sich selbst als einen Freund des Friedens zu betrachten, aber immer mit der Einschränkung, daß Deutschland die notwendige Genugtuung und die Rückgewinnung der entrißenen Gebiete erreichen müsse.

Was ihn mit Hitler und dem Nationalsozialismus sich abfinden ließ, waren auch vorwiegend militärische Ueberlegungen. So sehr er sich von vielen Forderungen und Methoden der Hitlerei absetzten ließ, so bestimmt glaubte er, daß diese Bewegung den Wehrwillen und die Wehrfähigkeit Deutschlands steigern werde.

In Hindenburg war dieser kriegerische Geist gebändigt durch die Erfahrung des abgeklärten Alters. In Hitler aber kommt zur militärischen Auffassung das unverantwortliche Abenteuererum, dem schließlich jede Explosion zuzutrauen ist. Er ist in Deutschland jetzt Herr über Krieg und Frieden. Nach der formal noch immer in Kraft befindlichen Reichsverfassung bestimmt über die Kriegserklärung zwar ein Reichsgesetz, aber bei der üblich gewordenen Auslegung des Ermächtigungsgesetzes würde dieses Reichsgesetz durch einen einfachen Kabinettsbeschluß geschaffen werden können.

Wie in der Justiz, so hat Deutschland auch in der Frage von Krieg oder Frieden eine Kabinettsdiktatur, deren Hauptträger der Alleinherrscher ist. Das erhöht die Gefahr des „blitzartigen“ Ausbruchs eines Krieges.

Kaiser Wilhelm war oberster Kriegsherr, aber zwischen ihm und den nichtpreussischen Kontingenten des Reichsheeres standen in Friedenszeiten die deutschen Bundesfürsten mit

ihren Rechten und ihrer Tradition. Adolf Hitler dagegen ist Oberbefehlshaber des ganzen Reichsheeres, wenn das auch mit gewissen Einschränkungen zu versehen ist, denn die Generalität ist kein willenloses Werkzeug.

Kaiser Wilhelm brachte zur Kriegserklärung die Zustimmung der Bundesfürsten durch ihre Vertretung im Bundesrat. Im heutigen Deutschland fällt diese Hemmung fort. Die Entscheidung liegt in der Hand weniger Menschen mit einem Diktator an der Spitze. Im Vergleich zu dessen Sprunghaftigkeit und Explosivität Wilhelm II. geradezu ein vorsichtiger konstitutioneller Monarch gewesen ist.

Entsprechend groß sind die Gefahren. Die friedlichen Interviews sind Maske. Die Walhallarede, die Reden der alten Armee und das Krachen der Salven mitsamt der schmetternden Hitlerrede am Tannenbergsturm sind die wahre Sprache der deutschen Diktatur.

„Geradezu kaiserlich“

Sagt Frankreich

Von unserem Korrespondenten

M. Ph. Paris, 8. August.

Am Mittelpunkt des französischen Interesses stehen, wie dies ja auch nicht anders zu erwarten ist, die Trauerfeierlichkeiten, die aus Anlaß der Beisetzung Hindenburgs in Berlin und in Tannenberg stattfanden.

Der nach Berlin entsandte Sonderberichterstatter des „Figaro“ schildert den äußeren Gegensatz des „Führers“ im Gegensatz zu Göring, der in seiner silbernen Uniform wagnerischer denn je wirkte.

Interessant sei gewesen, daß der Kanzler sich nach seiner Rede ostentativ an der Seite des Generals von Blomberg aufgehalten habe. Als die Teilnehmer an der Trauerfeier den Reichstag verließen, habe die draußen harrende vieltausendköpfige Menge nur Augen für den Führer gehabt und die einlam im Zuge gehenden Herren von Papen und der Kronprinz seien ganz unbeachtet geblieben. Von der Rede Hitlers selbst hebt „Figaro“ als besonders bezeichnend die Stelle hervor, an der Hitler sagte: „Das Schicksal hat uns zum Reichsführer bestimmt und wir können den Allmächtigen nur bitten, daß er unsere Arbeit und unseren Kampf zum Segen unseres Volkes gestalten möge. Möge uns der Allmächtige die Kraft geben, unter allen Umständen uns für die Freiheit des Volkes und die deutsche Ehre einzusetzen und uns den rechten Weg zu weisen, um unserer Nation das Glück des Friedens zu sichern und sie vor dem Unheil des Krieges zu bewahren, was ja auch der Heimgegangene selbst ernsthaft und von ganzem Herzen gewollt habe.“ „Figaro“ bezeichnet die Rede als gerade „kaiserlich“ und meint, diese Erklärung komme einem Versprechen an Europa gleich. Aber man habe das schon bei anderen Gelegenheiten vernommen und man wisse, mit welcher flüchtigen Vorbehalten derartige Versicherungen aufgenommen werden müßten.

„Loblied für das alte Deutschland“

Sagt England

London, 8. August.

Die öffentliche Meinung Englands hat die Rede Hitlers aus Anlaß der Trauerfeierlichkeiten für Hindenburg im Reichstag mit größter Zurückhaltung und ebenbürtigem Skeptizismus aufgenommen. „Morning Post“ und „Daily Telegraph“ sind im höchsten Grade erstaunt über die Kühnheit, mit der Hitler Hindenburg als überlegenen Schöpfer der nationalsozialistischen Revolution hingestellt habe. Die „Morning Post“ sagt, selbst wenn die Verschmelzung der Person Hindenburgs mit der neuen Revolution mehr als zweifelhaft scheint, so sei dies doch ein recht geschicktes Propagandamanöver, denn Hitler schaffe dadurch die Illusion, daß er nur das Fortsetze, was ein tadelloser Führer begonnen habe. Vielleicht, so sagt das konservative Blatt hinzu, könne das Manöver im Augenblick Hitlers Autorität bei den Massen wiederherstellen. Aber die Junker und die Industriellen, die sich denken, werden sich nicht täuschen lassen. Und es scheint doch, als ob sie nicht nur das Schicksal Deutschlands, sondern auch das von Hitler in ihren Händen halten. „Daily Telegraph“ macht darauf aufmerksam, daß der Reichskanzler Hitler in seiner Rede dem alten Deutschland ein Loblied gesungen habe, als er von dem Deutschland Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes sprach, von jenem Deutschland, das Dänemark und Oesterreich vernichtet und Frankreich besiegt habe. Wie lassen sich, fragt das Blatt, solche Anspielungen mit dem von Hitler in der gleichen Rede bekundeten Friedenswillen, als er von dem Unnütze eines Krieges sprach, vereinbaren?

Sag mir nur einmal „Ja“!

Du liebes Stimmvieh, auf, an die Front!
Die große Stunde, sie hat geschlagen.
Es gilt nun, was Du immer getount:
Nämlich zu allem „Ja“ zu sagen.

Du sollst ein bißchen den Segen sprechen
— Das ist die ganze Geschichte, schau —
Zu einer Sturzflut von wilden Verbrechen,
Du, deutscher Mann, und Du, deutsche Frau!

Sag „Ja“ zur Ermordung von General Schleicher,
„Ja“, daß man treudeutsch seine Frau nicht vergaß.
Sag „Ja“ zur Judenhege von Streicher,
Die wieder blutige Opfer fraß.

Und bist Du katholisch, bejahe vor allem
Den Mord an Klausener, den an Probst.
Du wirst bestimmt nicht in Ansehung fallen,
Wenn durch Dein „Ja“ Du die Mörder belobst.

Vergh nicht, wie Dollfuß verbinten mußte,
Sag dazu „Ja“ und bejahe auch dies:
Daß seine Werkzeuge dann der bewußte
Anführer schmählich im Stiche ließ!

Sag „Ja“, sag „Ja“ zu jeglichem Morden,
Dah ohne Urteil jezt „rechtens“ der Tod.
Sag „Ja“, daß die Rohstoffe knapp geworden,
Sag „Ja“ zu Bißta und Reichsrot!

Sag „Ja“ zur Bergendung der letzten Deutten,
Zu knappen Kartoffeln und teurem Schmalz.
Sag „Ja“ und laß Du Dir auch mit diesen
Jahtimen selber den Strid um den Hals!

Sag „Ja“ zum Arlege, auf den ER rüftet,
— Sicher, Dein Ja, es billigt auch das,
Da Dich nach nichts so sechlich geküßelt,
Als Kilegerbomben und Geldkreuzgas.

Sag „Ja“ — es sind nur zwei ganze Buchstaben:
Ja, jeder Geiz ist doch so schlau!
Sag „Ja“, sag „Ja“, und laß Dich begraben,
Du, deutscher Mann, und Du, deutsche Frau!

M u f i.

Bekehrte Zweifler

Man schreibt uns aus der Schweiz:

Es gibt wohl kaum noch eine nennenswerte Gemeinde in der Schweiz, in der die „Deutsche Freiheit“ nicht verbreitet ist. Ueberall leuchtet einem der bekannte rote Kopf von den Aushängen der Kioske entgegen. Ihre Sondernummer über die bekannten Enthüllungen des SA-Mannes Kruse, der an der Brandstiftung im Reichstoge durch die Nazis beteiligt war, hat so starke Nachfrage gefunden, daß viele die Ausgabe nicht mehr erhalten konnten. Ihr Blatt gehört jetzt zu den in der Schweiz sehr angesehenen Zeitungen.

Das war im Anfang nicht allgemein so, und zwar, wie nachträglich zu bekennen ist, ohne Ihre Schuld.

Als im Sommer des vorigen Jahres die „Deutsche Freiheit“ ihren Kampf begann, kaufte man sie wohl als „Sensation“, hielt aber ihre Berichte für stets übertrieben. Wenn ich auf der Reise Ihr Blatt las, begegnete ich oft der Kritik von Freunden, die diese Lektüre für meine nicht ganz würdig hielten, denn, meinten sie, es sei doch ganz unmöglich, daß es in den Braunen Häusern, in den Konzentrationslagern und in den Gefängnissen so zugehe, wie es in diesem „Emigrantenblatt“ geschrieben werde. Allmählich wurden allerdings manche nachdenklich, als da und dort auch eine gutbürgerliche Schweizer Zeitung schauerliche Dinge aus Deutschland berichtete. Immerhin blieben manche Zweifel an Ihren Reportagen aus Deutschland, denn — das dürfen Sie uns Schweizern nicht verübeln — wir wollten und konnten einfach nicht glauben, daß in dem benachbarten Deutschland solche furchtbaren Morde und Folterungen massenhaft vorkommen sollten.

Vorlesung siehe 2. Seite

und noch dazu unter Verantwortung oder gar auf Veranlassung der regierenden Partei und ihrer Führer in hohen und höchsten Beamtenstellen. Immer haben wir Deutschland für einen der ersten Rechtsstaaten gehalten und nun ein solcher Absturz?

Diese Zweifel sind seit dem 30. Juni gründlich verslogen. Nun traut man Herrn Adolf Hitler und seinen schwarzen und braunen Allos zu. Der Schweizer sagt sich einfach, wie mag es den Gegnern des Hitler-Systems ergangen sein und noch ergehen wenn ein deutscher nationalsozialistischer Reichsminister, der nächst Hitler höchste Kommandierende in der SA, wenn SA-Führer im Range von kommandierenden Generälen, wenn außerdem ganz Unschuldige, wenn ein Reichshändler a. D. und hohe Katholikenführer ohne Untersuchung und Gerichtsverfahren erschossen werden können. Nun kann man oft genug in den Eisenbahnhöfen hören: „Also hat die Deutsche Freiheit“ doch recht gehabt, als sie schon das ganze Jahr die SA- und die SS-Greuel schilderte. Das Blatt muß doch gute Verbindungen im Reich besitzen, wenn es so frühzeitig über die vielen Ausschreitungen berichten konnte, zu einer Zeit, als noch fast alle andern Blätter schwiegen oder doch nur von Einzelfällen schrieben oder vor Uebertreibungen warnten.“

Heute wissen wir vielen tausende Leser der „Deutschen Freiheit“ in der Schweiz, daß Sie die lautere Wahrheit schreiben, ja daß Sie wahrscheinlich aus Vorsicht und Gründlichkeit aber zu wenig berichtet haben. Hier ist seit dem 30. Juni und seit der mühsen Reichstagsrede des Reichshändlers über die zugegebenen 77 Morde das Gefühl allgemein, daß „draußen“ im Reich viel mehr Barbarei sich zugezogen hat als selbst Ihre Redaktoren ahnen mögen. Wir Leser der „Deutschen Freiheit“ haben viel durch Sie erfahren, wir haben durch Sie den deutschen Faschismus kennen gelernt, und wir haben durch Sie ein Bild der Hitler, Röhm, Göring, Goebbels und Konforten erhalten, das sich als lebensgetreu und farbecht erwiesen hat, und unser Glaube an die „Deutsche Freiheit“ ist viel größer als es vor einem Jahre unser Zweifel war. Wir wissen ja nicht, welche Pfeiler Sie und Ihre Freunde im Reiche „draußen“ noch im Köcher haben, aber wir erwarten bestimmt, daß die Redaktoren der „Deutschen Freiheit“ in Saarbrücken draußen noch manchen Fehlschuß abgeben, bis der deutsche Geshirh ver-schwimmt und die Fremdvögel auch.

Die große Gemeinschaft Ihrer Leser in der Schweiz empfindet so, wie ich hier geschrieben habe, und Sie dort in Saarbrücken, die Sie aus dem Vaterlande vertrieben für ein sauberes und rechtliches Deutschland hämpfen, sollen wissen, wie sehr in der Schweiz Ihre Arbeit beachtet und geachtet wird.

Agreement für Papen?

Die Bedingungen

Das amtliche Deutsche Nachrichtenbüro berichtet Mittwoch morgen, daß die österreichische Regierung dem bisherigen Botschafter von Papen sein Agreement als außerordentlicher Gesandter erteilt habe. Selbstverständlich, so sagt DNB. hinzu, „ohne Bedingungen“.

Diese Bemerkung ist eine der üblichen Irreführungen. Zwischen der österreichischen Regierung und derjenigen des „dritten Reiches“ haben lange Verhandlungen stattgefunden. Sie bezogen sich auf die Auflösung der österreichischen Legion, auf die Beendigung der Kundstunfden gegen Oesterreich und die Aufhebung der bekannten Landemarsch-Sperre. Oesterreich hat in diesen Fragen keine grundsätzliche Bereitwilligkeit zur Verständigung erklärt müssen. Erst dann stand Herr von Papen das Agreement in Aussicht, das er sich teuer genug erkaufen mußte. In Wien wird er sich entschieben sicherer und wohler fühlen als in Berlin.

Niederländer - vogelfrei!

Ein toller Uebergriff

Amsterdam, den 7. August 1934

Der holländische Sozialdemokrat und Gewerkschaftsangehörte Spanker ist von einem der neugeschaffenen Hitler-schen „Volksgesichte“ wegen „Vandensverrat“ zu zwei Jahren Gefängnis unter Abzug der Untersuchungshaft verurteilt worden.

Die Sache ist einer der tollsten völkerrechtlichen Uebergriffe, die das Hitlerregiment sich geleistet hat: Spanker, der holländischer Staatsbürger ist, hatte im vergangenen Sommer auf holländischem Gebiet eine Nummer der Zeitschrift „Arbeid Presse“ verbreitet. Bei einer Reise nach Deutschland wurde er deswegen verhaftet, fast ein Jahr lang in Untersuchungshaft gehalten und, weil man wohl mit Recht fürchtete, daß selbst die jersolten ordentlichen Gerichte Spanker freigesprochen hätten, schließlich vor das „Volksgesicht“ gestellt, dessen Richter Mehrheit bekanntlich aus fanatischen Nazis besteht. Die Verhandlung fand, obwohl die „Arbeid Presse“ längst nicht mehr erscheint, also in keiner Weise die Staatssicherheit gefährdet sein konnte, hinter hermetisch verschlossenen Türen statt. Spankers holländischer Verteidiger wurde nicht zugelassen, er bekam einen „Blitzverteidiger“ übelster Nazimarte, der ihm feindselig gesinnt war und kaum die Akten kannte. Die Beurteilung war unter diesen Umständen eine Selbstverständlichkeit.

In Holland ist die öffentliche Meinung einmütig über dieses recht- und geschlechte Vorgehen empört. Selbst ein so weit rechtsstehendes Blatt wie der „Standard“, das Organ der Antirevolutionären Partei, schreibt: Wenn jeder Ausländer, der nach Deutschland reist, verhaftet und abgeurteilt werden könnte, weil er irgendwann einmal in seiner Heimat an einer gegen Hitler gerichteten Druckschrift beteiligt gewesen sei, so sei der Fall Spanker eine Sache, die das ganze niederländische Volk, ja die ganze Welt angehe.

Auch der andern bürgerlichen Presse will es nicht in den Kopf, daß ein Niederländer, der in seiner Heimat alle Rechts-garantien genießt, plötzlich vogelfrei wird, sobald er die deutsche Grenze überschreitet. Völkern mit demokratischen Traditionen ist die in Hitlerdeutschland herrschende Rechtslosigkeit und Willkür, wie der Fall Spanker zeigt, undegreiflich und unvorstellbar.

Die weiße Fahne der Kapitulation

Vorbedingung für Auslandskredit

Berlin, 8. August. Sehnüchtig lugt der neue Reichswirtschafts- und Währungsdiaktor Dr. Schacht von dem tabulierten seiner Deviennot nach Auslandskrediten aus. Sein Blick schweift nach Westen über den Atlantischen Ozean, wo in Nordamerika die Baumwollfarmer, die auf ihrer Bari sitzen bleiben, den deutschen Markt beliefern möchten. Natürlich gegen bar und nicht gegen Schachtsche Trostsprüche; gegen gute Deossen und nicht gegen schlechte Hitlermark. Das Geschäft wäre nur zu machen, wenn die amerikanische Regierung aus Staatsmitteln die Baumwollfarmer bezahlte, bis Deutschland in die Lage kommt, den Gegenwert in Devisen zu leisten.

Schon vor Monaten hatte der Reichspräsident Schacht die Absicht, selbst sich nach Nordamerika einzuschiffen, um in Wallstreet und im Weißen Hause krämerhafte amerikanische Bedenken gegen einen lumpigen Kredit von so rund 100 Millionen Dollar oder mehr durch seine fleghafte Persönlichkeit zu zerstreuen. Die Reise wurde vertagt, weil Dr. Vutber, der deutsche Gesandte drüben, schmerzlich abminkte. Nun ist er zur Verleüherhaltung in Berlin und konnte auch persönlich keine günstigen Aussichten für ein finanzielles Entgegenkommen Nordamerika eröffnen. Schachts Kreditorgen bleiben schwer und Rettung ist einseitigen nirgends sichtbar.

Dr. Schacht selbst ist einer der politisch Hauptschuldigen. Er hat den Hitler und Göring ihre Ankräftungspolitik durch die Finanzierung der Rüstungskonjunktur ermöglicht. Die amerikanische Regierung hat keine Lust, die deutsche Rüstungsindustrie weiter anfurkeln zu helfen. Das Ausbleiben amerikanischer oder sonstiger Auslandskredite hat seine Ursache nicht nur in der weltbekannten Tatsache, daß das „dritte Reich“ ein fauler Kunde ist und von betrü-

gerischen Bankrottneuren geleitet wird, sondern auch in der Erwägung, daß das „dritte Reich“ außenpolitisch der unsicherste und bedrohlichste Faktor aller fünf Erdteile ist. Japan vielleicht ausgenommen.

So ist denn die Frage einer Sanierung der deutschen Wirtschaft vorwiegend politischer, insbesondere außen-politischer Natur. Obwohl das allmählich auch in Berlin begriffen wird, drückt man immer wieder hochmütig die Welt an, erstens könne man sich dank dem deutschen Erdender-greiß die fehlenden Rohstoffe allmählich selbst erzeugen und zweitens sei der Weltkapitalismus selbst daran interessiert, daß nicht durch Hitlers Sturz ein „Chaos“ entsehe und Deutschland bolschewisiert werde.

Ueber den Antarktenwahn lächelt die Wirtschaftswelt, und die Drohung mit dem Volksewismus in Deutschland schreit nicht mehr. Der Weltkapitalismus hat sich allmählich ganz gut mit dem Volksewismus abgefunden (und umgekehrt). Man weiß schließlich woran man mit Moskau ist, Berlin oder ist außenpolitisch betrachtet ganz und gar unübersehbliches Gelände. Es hat eine Regierung ohne Konstruktion und System, ohne jede Sicherheit des Bestandes und mit Gangstermethoden, die sie auch in den Augen der kältesten Geschältemacher des Hochkapitalismus kompromittieren.

So bleibt den Schacht Reichsbankrottneuren, und es steht so aus, als fährte seine Reichswirtschaftsdiaktatur zu weiterem Ruin, wenn nicht in Berlin eine klare außenpolitische Kapitulation vollzogen wird.

Der Nationalsozialismus hat wirtschaftlich und sozial alle Programmpunkte preisgeben müssen. Er wird noch gründlicher außenpolitisch tun müssen, wenn Hitler noch eine längere Zeit sich behaupten will und Schacht mit ihm.

Oesterreich bleibt Zankapfel

Paris, 8. August.

Von unserem Korrespondenten

Im „Journal“ beschäftigt sich Georges Marcenay unter der Ueberschrift „Die Worte und die Taten“ mit dem Interview, das Hitler vor wenigen Tagen einem Vertreter der „Daily Mail“ gewährt hat. Hitler habe, so meint Marcenay, das gesagt, was dem englischen Volk genehm sei. Aber bei aller Geschicklichkeit habe er doch einige Ungeschicklichkeiten begangen, so, wenn er den Baumwoll- und Wolleportneuren den Boykott androhe. Und wenn der Führer eine nationalsozialistische Friedensklärung für England vom Stapel laßt, so müsse doch wohl daran erinnert werden, daß England ja durchaus nicht nationalsozialistisch sei.

Die angelegentlichsten Bettern dürften auf diese verwandtschaftlichen Friedensbetenerungen wohl auch wenig Wert legen, wenn sie an die Verhandlung denken, die das „dritte Reich“ seinen österreichischen Brüdern zuteil werden lasse. England scheinen ja jetzt, so schließt der Verfasser, die Augen aufzugehen. Denn zur gleichen Zeit, in der „Daily Mail“ das Hitlerinterview mit seinen Friedensbetenerungen veröffentlicht, hat: „News Chronicle“ jene Dokumente veröffentlicht, aus denen klar und eindeutig die Schuld der deutschen Regierung am Wiener Putsch hervorgeht.

Was überhaupt von Hitlers Friedensversicherungen zu halten ist, wird der Weltöffentlichkeit noch drastischer klar, wenn man den im „Messagero“ veröffentlichten Bericht des Presseattachés der italienischen Botschaft in Wien liest.

Geistliche verhaftet

Clockea haben nicht genug geläutet

Berlin, 8. August.

Die Zeitungen bringen eine Meldung aus Koblenz, wonach der katholische Priester Otto Freionbahn, Pfarrer der Kirchengemeinde Koblenz-Neuendorf, verhaftet worden ist, weil er die Glocken seiner Kirche nicht zur sechstehten Stunde zur Trauer für Hindenburg hat läuten lassen.

Weitere katholische Geistliche von Koblenz sind zwei Wochen ihrer Kirche nicht wie angeordnet zur Trauer von Hindenburg geläutet haben. Diese beiden Priester wurden aber wieder freigelassen, weil sie angaben, die Anordnung vergessen zu haben.

Wien, 6. August 1934.

Bei dem traditionellen Schützenfest in Hertsfeld hat sich folgendes ereignet: Ein alter zum Schützenkönig ernannter Ständrat hielt eine Kalprede an die versammelten Schützen und erklärte: Ein Wunsch des Präsidenten von Hindenburg und dem Reichsminister Seidie. Der Schützenkönig wurde darauf sofort von der Schaps verhaftet unter der Aufsicht-digung, Reichshändler Hitler bewußt übergegangen zu haben.

Dnd, Berlin, 7. August. Wegen Verbreitung unwahrer Gerüchte über den Jugendführer des Deutschen Reiches, Baldur von Schirach, wurden, wie die NSD, meldet, in verschiedenen Gegenden des Reiches zahlreiche Personen festgenommen, die sich die Augenmeldungen zweier ausländischer Sender zu eigen gemacht hatten. Der Reichsjugendführer, der eben erst als Gast des Führers in der Reichstanzlei weilte, nimmt mit seinen Mitarbeitern an den Trauerfeierlichkeiten in Tannenberg teil. Durch diese Tatsachen dürfte das Geschwäh der ausländischen Sender und gewissenloser Kollportneuren widerlegt sein.

Die Himalaja-Katastrophe

Die Opfer nicht geborgen

Berlin, 8. August (DNB). Von der deutschen Himalaja-Expedition ist dem Drahtlosen Dienst folgender Kabelbericht zugegangen: Die Bergung der toten Kameraden Werkl, Wieland und Welzenbach war wegen andauernder Schneestürme oberhalb des Lagers 4 trotz übermenschlicher Anstrengung und wegen späterer Weigerung der Träger unmöglich. Lager 4 blieb Lager 1 und durch Balti-Kulis ordnungsmäßig geräumt. Die Expedition wartet auf das Eintreffen der noch benötigten Träger aus Dolan und wird voraussichtlich am 8. August vom Hauptlager aus den Rück-marsch antreten. Es ist beabsichtigt, bis zum endgültigen Ab-reiseflag aus Dolan auf Hausboden in Srinagar, der Hauptstadt von Kasmir, zu bleiben.“

Darauf haben die deutschen Rundfunksender ihre antisäters-reichliche Propaganda wieder aufgenommen. Deutschland ver-folge also nach wie vor die Durchsetzung seiner Absichten in Oesterreich. Und wenn der Führer auch in seinem Interview die Einmischung in österreichische Verhältnisse verneine, so werde diese Tatsache doch durch unzählige Beweise belegt. Die Wiener „Reichspost“ entwirft sich darüber, daß Hitler am Tage nach Dolfus' Ermordung erklärt habe, er könne die Oesterreicher nicht hindern, wenn sie sich mit Deutschland vereinigen wollten.

Oesterreich wäre chlos, so meint das Blatt, wenn es nach der Ermordung seines Kanzlers auch nur einen Bruchteil eines Gedankens an die Möglichkeit einer Verbindung mit dem „dritten Reich“ verschwenden würde.

Wieder Todesurteil

Wien, 7. August.

Der aktive Soldat des Bundesheeres Feiler, der am 23. Juli an dem Handstreich auf die Bundeskanzlei teil-genommen hat, wurde dafür heute nachmittag vom Wiener Standgericht zum Tode verurteilt. Er ist um 17.55 Uhr im Hofe des Justizpalastes hingerichtet worden. Feiler nahm sein Todesurteil mit dem Rufe „Es lebe Hitler!“ an.

Der Nationalsozialist Kofelnig, der vom Standge-richt in Klagenfurt zum Tode verurteilt wurde, ist vom Präsidenten der Republik in 15 Jahren Zuchthaus begnadigt worden.

B'utzige Zusammens übe in Algerien

Judenpogrome mit vielen Opfern

Konstantine (Algerien), 7. Aug. (United Press.) Hier ist es zu einem blutigen Judenpogrom gekommen, in dessen Verlauf mehr als zw. hundert Juden und andersrassige Ein-wohner verletzt wurden, zum großen Teil so schwer, daß sie kaum mit dem Leben davontommen dürften. Eine große Menge Araber und Berber drang in das Judenviertel ein und griff die jüdischen Kaufleute an. Die Kaufläden der Juden wurden geplündert und

vollständig ausgeplündert. Dann legte die Horde Feuer in den verwaisteten Geschäften an, das sich mit großer Schnelligkeit ausbreitete und eine Gefahr für das ganze Judenviertel wurde. Die Lage wurde so bedrohlich, daß die angrenzenden Polizeimannschaften der Situation nicht gewachsen waren. Die Polizeibehörden von Konstantine drabten nach Alger und forderten Militär zur Unterstützung an. Sofort nach dem Eingang der Nachrichten von einer blutigen Strahlenschlacht im Judenviertel von Konstantine wurde ein Regiment der in Alger stationierten Senegaltruppen in Marid geschickt. Zeitweilig habe man befürchten müssen, daß die ganze Stadt in Flammen aufgehe, da es der Feuerwehr infolge des Wassermangels unmöglich gewesen sei, die zahlreichen Brandherde zu löschen. Die Zahl der Toten lasse sich zur Zeit noch nicht genau feststellen, überseige aber höchstwahrscheinlich 100.

Noch erheblich größer sei die Zahl der Verletzten. Die Eingeborenen, die offenbar durch Landbewohner verhäßt worden seien, hätten nicht einmal Frauen und Kinder gesont. Zwei junge Mädchen seien durch Abschneiden der Brüste er-mordet worden . . .

Die Ursache

Paris, 8. August. Ueber die eigentliche Ursache der Zusammenstöße in Konstantine wird dem „Paris Soir“ berichtet, daß der blutige Kampf zwischen Mohammedanern und Juden dadurch entstanden sei, daß ein jüdischer Soldat im betrunkenem Zustand in eine Moschee eindrang und die Mohammedaner beleidigte. Empört seien die Tunesen auf ihn ge-stürzt und hätten später einen Vorstoß gegen das jüdische Viertel der Stadt unternommen. Dieser plötzliche Sturm auf das jüdische Viertel, der zu einem eigentlichen Pogrom andartete, habe in Zusammenhang mit einer aus ausländischer Quelle genährten antisemitischen Propaganda, die über nicht unerhebliche Mittel zu verfügen scheine.

Ueber die Stadt wurde der Belagerungszustand verhängt. Fortschleht treffen in Eisenbahnhöfen und mit Autotras-porten neue Truppen und Polizeiverstärkungen aus den anderen Städten Algeriens in Konstantine ein. Flugzeuge überfliegen die Stadt und schwer bewaffnete Patrouillen durchziehen unablässig die Straßen.

An der Saar - wie in Oesterreich!

Mitteilungen der Wiener „Reichspost“: „Spionagezentrale“ - „Saarländische Legion“ - Schwarze Mordliste - Terrororganisation

Ein auf unterrichteter „Neutraler“ berichtet der Wiener „Reichspost“:

In das Saarland ist der Nationalsozialismus eingebrochen mit allen aus Oesterreich bereits bekannten Methoden. Er hat nicht die Bevölkerungsmehrheit für sich, aber er tut so und erregt durch Vandalen und Terror, was ihm an Volkszahl fehlt. Manche Menschen fasziniert er und reißt sie zu einer verhängnisvollen Auffassung der realen Tatsachen mit. Was wird daraus werden?...

Wie bekannt, ist vor einigen Tagen eine großangelegte Spionage in Saarbrücken aufgedeckt worden. Ich bin in der Lage, auf Grund ganz authentischer Mitteilungen die Hintergründe und Ziele dieser Spionagezentrale veröffentlicht zu können.

Es ist bekannt, daß wegen einer Hausdurchsuchung im Gebäude der „deutschen Front“, die von Nachtis durchgeführt wurde, 2 saarländische Zeitungen eingeklinkt wurden. Die „deutsche Front“ war daher über die Vorfälle im Haus der „deutschen Front“ vollständig unorientiert. Es ist nicht wahr, daß Nachtis „nur einige Flugblätter gefunden hätte“: er war auf der Spur.

Einer gefühligen und verzweigten Spionageorganisation gekommen. Durch das rasche Eingreifen der Polizei ist es gelungen, alle die Geheimschriften und Dokumente zu beschlagnahmen und die Entzifferung derselben ist noch im Gange. Die Saarbrücker Spionagezentrale hatte das Ziel, die französischen Stellungen der Saarregion entlang zu erkunden und einen „eventuellen“ Einbruch nationalsozialistischer Kommandos nach dem Saarland zu ermöglichen. Das aufgefunden Material beweist unzweifelhaft, daß sich sehr gewichtige Stellen mit dem Plan befaßten, in der allernächsten Zeit in das Saarland einzubringen und hier eine Art „Strafexpedition“ zu veranstalten.

Einen Bluttag, nach dem Mitter vom 25. Juli in Wien! Das ganze wäre dann nachträglich als eine „spontane Volkserhebung“, eine „Aktion unverantwortlicher und übereifriger Strohköpfe“ hingestellt worden. „zu welcher die Reichsregierung natürlich gar keine Beziehungen gehabt hat“. Was für weitere Folgen dieser „bedauerliche Unfall“ nun weiter gehabt hätte, hat diese Desperadopolizei nicht weiter interessiert.

Hätten dann französische Truppen das Saargebiet besetzt und eventuell die Volksabstimmung angezogen, so wäre dies eine sehr willkommene Lösung gewesen. Eine Niederlage bei der Volksabstimmung wäre eine solche Blauplatz, welche die Führer der Nationalsozialisten kaum ertragen würden.

Es ist verblüffend, wie ähnlich die saarländische Revolution dem misglückten österreichischen Putsch ausbrechen sollte. Dieselben Kampfmethoden, dieselbe Organisation. Es begann vor einigen Wochen auch hier mit einer großangelegten Kundgebung. So wie gegen Oesterreich aus München, so gegen das Saargebiet aus Frankfurt. So wie entlang der österreichischen Grenze, so wurden Terrorgruppen entlang der Saarregion organisiert. Nach dem Mitter der „Oesterreichischen Legion“ wurde im Reich auch eine

„Saarländische Legion“ herangebildet, um mit ihr den Kampf gegen das eigene Vaterland zu führen. Die sogenannte „deutsche Front“ in Saarbrücken — eine von Berlin finanzierte Kasse — unterhielt ein Büro unter dem Namen „Freiwilliger Arbeitsdienst“. Was soll dieser „Freiwilliger Arbeitsdienst“? Dieser „Freiwilliger Arbeitsdienst“ ist die „Saarländische Legion“. Der „Freiwilliger Arbeitsdienst“ nationalsozialistischer Saarländer ins Reich, wo sie angeblich im nationalsozialistischen freiwilligen Arbeitsdienst Beschäftigung gefunden haben, im geheimen aber zum Terror gegen das Saarland ausgebildet wurden.

Die Hausdurchsuchung im Haus der „deutschen Front“ in der Waterloostraße und in den Räumen des „Freiwilliger Arbeitsdienst“ brachte eine solche Fülle belastenden Materials zutage, daß das sofortige Schließen und Versiegeln des Hauses verfügt wurde.

Den Polizeibehörden ist auch eine schwarze Liste in die Hände gefallen, auf welcher der Reihe nach alle saarländischen Funktionäre vermerkt sind, die bestraft werden sollten. An der Spitze steht Nachtis, nach ihm Ober-

regierungsrat Nibel, dann Regierungsrat Danzbrink und noch weitere 12 bis 15 Namen. Gleichzeitig wurde auch eine Hausdurchsuchung in den Räumen des Deutschen Nachrichtenbüros (Wolfsbüro) durchgeführt, in dem ebenfalls sehr kompromittierende Schriftstücke beschlagnahmt werden konnten. Es hat sich herausgestellt, daß das amtliche Deutsche Nachrichtenbüro

das getarnte Hauptquartier der deutschen Terroristen war und daß auch Dokumente, die sich auf die aufgedeckte Spionageaffäre beziehen, dort versteckt worden sind.

Das beschlagnahmte Material, sowie die Ausforschung der Person des abgelehnten Attentäters auf Nachtis geben reichlich Aufklärung über die Ereignisse der letzten Zeit. Der Attentäter Baumgartner ist Saarländer, ist durch den „Freiwilliger Arbeitsdienst“ in Deutschland geschickt worden, von wo er als ausgebildeter Terrorist wieder durch die Grenze gelangt wurde. Die Waffe, mit der er den Polizeichef angeschossen hat, ist ein gewöhnlicher deutscher Dienstrevolver.

Alle im Haus der „deutschen Front“ beschlagnahmten Waffen stammen aus Deutschland, von wo sie herübergeschmuggelt wurden. Die Verteilung der Waffen an die saarländischen Nationalsozialisten erfolgte in Deutschland, dicht an der Grenze. Aber es sind auch

Böller, Bomben, Höllenmaschinen, Handgranaten und andere Dinge gefunden worden. Der Plan des deutschen Einbruchs in das Saarland war schon so weit vorbereitet, daß mit Bomben und Höllenmaschinen die Geleise an der französischen Grenze in die Luft gesprengt werden sollten, um französische Truppenaufmärsche nach Saargemünd (Saargemünd) zu verhindern.

Als Lager, wo die „Saarländische Legion“ sich hätte gesammelt, war Trier ausersehen. In die gefährliche Zone waren natürlich wieder nur verheißene junge Leute, mit Versprechungen überhäufte Legionäre und „verläßlich gemachte“ (30. Juni) geschickt worden.

Baumgärtner — ein Bein amputiert

Dem Chauffeur Jakob Baumgärtner, der am 25. Juli auf der Reichsstraße in Saarbrücken einen Wagnisakt auf den Polizeikommissar Nachtis unternahm und der von dem Angegriffenen durch Revolververhände schwer verletzt wurde, ist im Krankenhaus Repperbergs ein Bein amputiert worden.

Die Untersuchungen in der Attentatsangelegenheit haben ihren Fortgang genommen. Die Ermittlungen scheinen ergeben zu haben, daß Baumgärtner vor der Tat Versprechungen über sein Vorhaben mit Persönlichkeiten in größeren Orten im preussischen Teil des Saargebietes hatte. Die weiteren Ermittlungen könnten also noch zu sensationellen Uebererraschungen führen.

Wahlfreiheit der Saarkatholiken

Der Papst will sie vor Druck und Terror schützen

Rom, 8. August. Der päpstliche Legat Testa hat Kardinal Pacelli einen ausführlichen Bericht über die Lage der Katholiken im Saargebiet übermittelt. Er schildert darin den tiefen Eindrud, den die Ermordung der katholischen Führer Deutschlands auf die Saarbevölkerung gemacht hat, und unterbreitet dem Kardinal Vorschläge, denen zufolge den Saarländern die vollkommene Wahlfreiheit bei der Abstimmung nach ihrem eigenen Willen überlassen werden soll. Der saarländische Klerus würde davon absehen, auf religiösem Gebiete Kompromisse zwischen dem Katholizismus und den antireligiösen Ideen des Nationalsozialismus zu suchen. Was den Druck betrifft, den man für die in Deutschland lebenden Katholiken für den Fall befürchte, daß die saarländischen Glaubensangehörigen von ihrer Wahlfreiheit Gebrauch machen sollten, ist man in Rom überzeugt, daß der Vatikan heute stark genug ist, um dergleichen Verletzungen des Nonfretats zu vermeiden. Der saarländische Katholizismus des Monats am 23. Januar 1935 frei sein, im Interesse seiner Religion Partei zu nehmen.

Die Kehrseite Die Ehrenbreitsteiner Saarkundgebung

(Von unserem Korrespondenten)

Paris, 7. August.

Die französische Presse beschäftigt sich mit der Nachricht, daß am 26. August auf dem Ehrenbreitstein bei Koblenz eine große Saarkundgebung stattfinden soll, zu der sich bereits mehr als 100 000 Teilnehmer gemeldet haben. Am Nachmittag des 26. August sollen sich bekanntlich diese Massen um die Festung Ehrenbreitstein sammeln, von wo Hitler eine Ansprache halten wird. Man ist in französischen Kreisen von dieser Tatsache durchaus nicht entzückt. Und der „Figaro“ drückt auch dieses Mißfallen sehr deutlich aus, indem er sagt:

Die Befürchtung derart riesiger Menschenmengen verschaffe zwar der Saareisenbahn eine Einnahme von gut einer Million. Die französischen Zollbehörden aber werden vor ein unlösbares Problem gestellt. Das habe sich im vorigen Jahre schon gezeigt anlässlich der großen Kundgebung am Niederwalddenkmal bei Bingen am 27. August. Es waren 42 Sonderzüge abzufertigen gewesen. Die Zollformalitäten mußten angesichts dieser Zugmenge, die in rascher Folge auf dem Grenzhahnhof einlief, sehr stark eingeschränkt werden. Damals seien viele vorzollbare Sachen zollfrei nach Frankreich eingeführt worden, denn die Zollbeamten mußten ja beide Augen zudrücken, um die Abfertigung der Züge nicht zu hindern und um nicht die Mitschuld an einem etwaigen Unglücksfall zu tragen. Und ferner, so fügt „Figaro“ hinzu, sehe auch die Geschäftswelt derartige Massenkundgebungen nicht gern, durch die ungeheure Geldbeträge aus dem Saargebiet herausgeschafft werden.

Die Bergarbeiter-Internationale

Schwarz, Saarbrücken, Vizepräsident

Ville, 8. August. Der Internationale Bergarbeiterkongress, der augenblicklich in Ville tagt, hat aus besonderer Anerkennung für den tapferen Abwehrkampf, den der Verband der Bergbauindustriearbeiter Bezirk Saar unter Leitung des Genossen Schwarz führt, einstimmig beschlossen, ihn zum Vizepräsidenten der Tagung zu wählen. Gleichzeitig sprach der internationale Kongress der Bergarbeiterschaft des Saargebietes seine Sympathie aus für seinen beispiellosen Kampf gegen die faschistische Ueberfremdung aus und versicherte die Bergarbeiter des Saargebietes seiner harten Teilnahme und seiner stärksten Unterstützung in dem unbedingt notwendigen Kampf für die Freihaltung ihres Gebietes von allem Hitlerterror.

40 Kilometer von hier ...

Auf einem Kongress der sozialistischen Jugend in Vüttich hat Vandervelde u. a. erklärt:

Ganz nahe, etwa 40 Kilometer von hier, beginnt das Reich der Barbarei. Dort bereitet man den Krieg vor mit allen Mitteln der Barbarei, auf das Verdrehen und Nord Herrschen. Die Faschisten sind drauf und dran, ein neues Völkermorden einzuleiten. Es war einer der schmerzhaftesten Fehler des Versailler Vertrages, den besiegten Mächten sogenannte Soldnerheere zu bewilligen, die für alle Zwecke zu mißbrauchen sind. Unsere Kraft, die Kraft des demokratischen Regimes ist es, daß die Tatsache der allgemeinen Wehrpflicht die Armee mit der Nation identifiziert. Wenn der allgemeine Krieg ausbrechen würde, müßten die Sozialisten gegen den durch die Internationale bezeichneten Angreifer marschieren.

Der Staatsminister erklärte schließlich noch: Ich glaube nicht, daß ein in seinem Friedenswillen so eindeutliches Land wie das unsrige jemals in einen anderen Krieg verwickelt werden könnte, wie in einen Verteidigungskrieg. Aber wenn der Krieg, der allgemeine Krieg trotz allem ausbrechen würde, wenn wir feststellen müßten, daß sich das Menschentum von 1914 wiederholte, dann wäre es Pflicht aller Sozialisten, als freie Männer über die Verantwortung dieser Konflikte zu entscheiden und gemeinsam gegen die von der Internationale bezeichneten Angreifer vorzugehen und dafür Sorge zu tragen, daß aus der Niederschmetterung der verantwortlichen Friedensstörer die proletarische Revolution hervorgehe.

Geht es ohne Frankreich?

Clearing für den deutsch-saarländischen Handelsverkehr

Die braune Front mag keinen Franzmann leiden — doch seine Hilfe nimmt sie allzugenut!

Marianna ist zum Schutzengel des saarländisch-deutschen Handelsverkehrs und der — braunen Handelskammer des Saargebietes geworden. Und das kam so:

Zahlreiche saarländische Firmen kamen in Zahlungsschwierigkeiten, weil sie die Gegenwerte für ihre Lieferungen in das bankrotte „dritte Reich“ nicht erlangen konnten. Die braune Handelskammer wandte sich händeringend nach Berlin — aber der Stebfragen Schachts wurde gegenüber der deutschen Saar nur noch höher und kühler. Die Reparaturgenen gegen die Saar waren nicht weniger schärf wie gegen das Ausland — Doppelt peinlich angefaßt wurde marktschreierische Propaganda von deutsch-saarländischer Schicksalverbundenheit unterm Hakenkreuz und der mit offen Mittel der Geheimhaltung, der Zwelänge und der Umfaltung des wahren Tatbestandes verführten Farnung der deutschen Wirtschafts- und Finanzzerstörung vor den Augen und Ohren der abstimmberechtigten Saarländer.

Zwischen in die Saarwirtschaft dieser Sorge entbunden worden: In der vergangenen Woche abgeschlossene deutsch-französische Handels- und Transferabkommen sichern die Förderung der nach Deutschland liefernden Saarexporteure durch das französische Office Franco-Allemand des paiements commerciaux de la Chambre de Commerce de Paris.

— also im Grunde genommen durch ein Sonderkonto bei der französischen Notenbank! Dieses Office Franco-Allemand bezahlt in Zukunft in erster Linie die Saarexporteure, die nach Deutschland liefern. Und zwar aus den Zahlungen, die französische Käufer deutscher Waren zu leisten haben.

Ohne diese Schöpfung eines Clearing-Ver-

rechnungsverkehrs auf Grund des neuen deutsch-französischen Handelsabkommens würde der saarländische Warenverkehr mit Hitler-Deutschland infolge der katastrophalen finanziellen Lage unter dem Hakenkreuz stark einschrumpfen und dauernd weiter zurückgehen.

Frankreich hat also für die Saarwirtschaft die Brücke gebaut, auf der sich nunmehr nach wie vor ein deutsch-saarländischer Warenverkehr vollziehen kann, ohne daß die hitlerdeutschen Kunden infolge der strengen Devisenreparaturgen der Reichsbank für die saarländischen Lieferanten ihre Schulden nicht bezahlen können.

Daß es so weit kommen konnte, daß die französische Notenbank die noch einzig mögliche Sicherung für saarländisch-deutschen Handelsverkehr zugunsten der Saarländer übernehmen mußte, ist auch eine Errungenschaft der glorreichen sogenannten „nationalen Revolution“ und des Hitler-Schacht-Systems. Der etwas allzu großmäulige Schacht hat nunmehr endlich erreicht, daß er große Zuversicht an England und Frankreich ohne entsprechende Gegenleistungen machen konnte: Das neue deutsch-französische Abkommen verzögert lediglich die Bezahlung der deutschen Ausfuhr nach Frankreich, sperrt ständig gewisse deutsche Devisenbeträge bei der französischen Notenbank ein und verlegt die Bezahlung für die Reichsanleihen auf frühere Termine, — und es schränkt damit den Devisenspielraum der Reichsbank ein.

Unter einem anderen als dem augenblicklich herrschenden System hätte das Deutschland erspart bleiben können — ebenso wie der Saar die Tatsache, daß sie jetzt nur noch um so tiefer mit dem französischen Wirtschaftssystem verbunden wird! Auch ein Saar-„Erfolg“ der braunen Hakenkreuzdespotie!

Max Braun.

Unsere neuen Broschüren!

SIND DIE NAZIS
SOZIALISTEN

Von „...“ 100 Dokumente gegen Hitler
PREIS 1,00 FRANKEN

NEU ERSCHIENEN:
HITLER RAST!

Eine hochinteressante Darstellung der letzten Ereignisse aus berufener Feder

PREIS 3,00 FRANKEN

Buchhandlung der „Volksstimme“
Saarbrücken Bahnhofstr. 32 - Neunkirchen Hüttenbergstr. 41

Der 25. Juli 1932

Von Erik Menk

Wir entnehmen die nachstehende Schilderung der historischen Julitage des Jahres 1932, die der Amts-enthebung der preussischen Regierung durch Papen folgten, dem unveröffentlichten Roman „Licht“ des vorgenannten saarländischen Autors.

„Deutschland.“ Einer mit hochrotem Kopf in SA-Uniform schreut es wie einen Ball über den Trupp, und der Chor mit einem militärischen Ernst krummt hinterher, eilig, als erwarte man ein unvorhergesehenes Hindernis. „Erwache.“ Dreißigstündig quillt es heraus, überläßt den Vorn des Panzerwagens.

„Juda“, und zwischen den weitauseinandergerissenen Zähnen, hinter denen die fleischige Zunge liegt, „verrecke.“ In der Ferne verklingt halb verschlungen vom Motorlärm im Brausen der sommerheißen Großstadt der Schrei: „Nieder mit der Papenregierung.“

In Verzückung steht eine dünnhalsige Frau am Fenster, dessen sudverzierte Öffnung von nackten Engelsköpfchen umrahmt ist. Sie hält mit grohariger Geste ihre Gardine zur Seite und spricht zu jemand im Zimmer. „Ach, unferen Jungen.“ Hinter dem mumienhaft faltigen Mund stehen große, gelbe Zähne.

Nachfahrer lauten hinter dem Schnellomnibus über die geteerte Hauptstraße. Sie sehen nicht die Fenster mit den schwebend dichtgeflochtenen Gardinen. Ihre Köpfe hängen über der Ventstange und die Beine treten die Pedale, daß das Rad mit den Speichen wie eine tanzende Scheibe ausfliehet, durch die das Licht der Bogenlampe nicht dringt. Sie treten unermüdet und ihre Fahrt und ihre Zahl scheinen endlos.

„Extrablatt, Extrablatt!“

Der Führer reißt den Hebel auf Ruß. Sein Körper ruht auf dem gewinkelten Arm, der die Kurve hält, er gibt Gegendruck. Zwei, drei, er reißt den Hebel zurück auf Ruß, dann hält die Bahn vor dem Haltemast.

Stimmen überkreuzen sich. Schattenhaft haften Autos vorüber.

„So eine Schweinerei, und ich sehe auf meinen Bada-
hojen...“

„Extrablatt!“

Die Stimme geht scharf und aufreizend aus einer Neben-
straße.

„Ich doch egal, so pfeife und so pfeife.“

„Ja also, mit diesem Bracht, ich verhebe den Mann nicht,
meine Badahojen, ein ganzer Stapel...“

„Selen Sie ruhig, auf Hochverrat...“

„Sie, wenn Sie nicht einsteigen wollen, dann fahren wir
ohne Sie ab.“

Der Schaffner zieht das Signal, der Führer tritt die Fuß-
schelle. Die Räder knirschen. Der Wagen fährt an.

„Extrablatt!“

„Ranu, Junge.“

Blätter werden vor kurzlichtige Augen gerissen. Nervöse
Finger reißen Weben von dem Papier, das noch feucht ist
von der Druckerwärme. Nur nicht umhauen. Immer wel-
ter gehen. Die Straße fordert ihr Recht. Es ist kein Platz
zum Stehenbleiben. Alle werden vorwärtsgerissen. Sie
geben der Straße nach, ohne Ziel.

Die Staatsgewalt poßiert sich auf den Bürgersteigen. Ge-
reizt und übermächtig ist sie. Sie ist müde, sehr müde ist sie
geworden.

„Was stehen Sie da rum, aufeinandergehen.“ Noch einmal,
herausfordernd: „Aus-ein-ander-gehen.“ Pah gehen
ein paar Männer aufeinander. Unwillig drehen sie sich um.
Drücken sich an den Masten der Bogenlampen vorbei. Leh-
nen sich wie unablässig an.

Funken sprühen über der Gabel der Straßenbahn von
den Drähten. Es zischt und knirscht im Draht, es knirscht
bedenklich.

„Donnerwetter.“

„Was heißt das schon? Alles ist unmöglich. Es kommt noch
anders.“

„Hast Du schon gelesen?“

„Was denn? Nein.“

„Extrablatt!“

Aus allen Ecken dringt die Stimme und jagt ihrem eigenen
Echo nach.

„Extrablatt!“

„Der eins.“

„Mensch, ich hab kein Groschen.“

„Nebibien, da drüben sitzt einer.“

„Extrablatt!“

„Entscheidungs über den Antrag auf Erlass einer ein-
seitigen Verfügung vom 25. Juli 1932. Im Namen des
Reiches. In der verfassungsmäßigen Sache zwischen erstens,
dem Reichsamt Preußen, vertreten durch das preussische
Staatsministerium, zweitens, der Zentrumsfraktion im
preussischen Landtage, vertreten durch ihren Vorsitzenden,
drittens, der Fraktion der sozialdemokratischen Partei

Deutschlands im preussischen Landtage, vertreten durch ihren
Vorsitzenden, Antragsteller, und dem Deutschen Reich, ver-
treten durch die Reichsregierung Antragsgegner...“

„Mensch, mach Schlus, Schluß, was steht drunter?“

„Langsam, der muß allens seine Wichtigkeit haben.“

„Hiddmann.“

Augen fliegen hastig über die Namen und Titel, suchen eilig
hinter dem Getöse der Worte die Sache. Klammern sich
ungelenk an nichtgewohnte Formeln... für Recht erkannt.
Die Anträge auf Erlass einer einseitigen Verfügung wer-
den zurückgewiesen. Von Rechts wegen.

Ziel aufsteigend eine befriedigte Stimme: „Von Rechts
wegen.“ Einer geht vorbei, sagt gerade unter schiefem
Augenlid: „Rechtlich.“

„Hast Du doch gleich gewußt. Und dafür Extrablatt.“

„Wie heißt der Mann? ... Kumpke, ach so.“

Rechtlich quillt eine asthmatische Stimme gebläht von un-
betreibbarem Bestverhalte: „Um Frechheiten zu hören, hab
ich Sie nicht mitlesen lassen. Bütteleig pappen die Worte
aneinander.“

„Hast Du mit so.“

Die zwei gehen vom Trottoir herunter auf die Asphalt-
straße. Die Sohle des einen, die mit dem letzten Nagel am
Schuh hängt, schlappt bei jedem Schritt.

„Denen mühte man auch mal eine Konservendose mit
Dynamit in den Tempel schmeißen.“

An den Häuserwänden brechen sich die Schreie der Straße.
Lichter gehen hinter Fenstern an und aus. Vorhänge gleiten
von unsichtbarer Hand bewegt vor die Lampen und sperren
langüberlütete Kristallkugeln, Vasen und Gemälde vom
Bild der Straße ab. Scheinwerfer fallen sich von den Kro-
nen der Bäume herunter auf den Boden und suchen nach
Föhrern.

Geißleröhren werfen satterndes Licht in grellen Farben
von den Kinofassaden, deren Maul Menschen auspfeift, denen
das Trällern des letzten Liebeschlaagers folgt. „Dich möchte
ich fassen, Dich, nur ein einziges Mal.“ Der Kellner des
großen Kaffees mit der Damenkapelle benutzt das peinliche
Interesse der Gäste an einem betrunkenen Bettler, den der
livrierte Boy aus der Türe schleift, um sich rasch in der Nase
zu bohren. Wenn man zehn Stunden Dienst macht, kommt
man nur selten dazu. Seine weiße Serviette leuchtet wie
eine Seifenhaumresselle vom schwarzen Ärmel.

Von den Risikofässern kreischt es die Menschen an. Rund-
herum.

„Kauft, kauft.“

„In allen Farben.“

„An der Excelsiorbar die schönsten Frauen der Welt.“

„Mit lachenden Zähnen.“

„Die Margarine Gretchen Buttergeiß.“

„Es schreit aus allen Mäandern: „Kauft, kauft.“

„Morgen großer Saisonverkauf!“

Und sie sitzen da und sehen zu und hören zu. Das weiße
Kaffee ist beinahe leer. Geisterhaft stehen die Stühle vor den
leeren Tischen. Eine Geige steht vergeblich um Gehör. Das
Kaffee ist nach der Straße zu ganz offen. Die Menschen stu-
ten vorüber.

„Berührt mich einmal, ein Kaffee fünf Groschen, mit
Trinkgeld macht fünfundsuffzig. Wie soll ich am ersten nur
die Miete bezahlen?“

„Sie können sagen, was sie wollen. Ich habe immer den
Standpunkt vertreten, daß die Politik der Sozialdemokra-
tie...“ Eine weitaufladende Geste begleitet den Satz, der
nicht zu Ende gesprochen wird.

„Aber ich bitte Sie, glauben Sie vielleicht, daß eine Ge-
neraldirektion es schaffen kann?“ Eine Hand legt sich auf
den Ärmel des Nachbarn.

„Junge, die Frau hat keine Kunstseide auf Taille.“

Hinter der Glasverkleidung stehen verängstigt eingesperrte
Bügel vor dem Licht. Sie wippen grazios in ihrer Furcht
über die künstlichen Baumzweige.

Eine Etage höher, vor Kofotten und Lebelänglingen und
Dienstmädchen verbenzt sich der gepuderte Conferencier.

„Ach so, meine Damen und Herren, kennen Sie schon den
Unterschied zwischen unserem verehrten Herrn Reichsprä-
sidenten und Adele Sandrock?“ Vachen rauscht durch den
Saal, den buntverleiberte Lampen erleuchten, und verschlingt
die Pointe. Die Hand fährt durch die Rauchschwaden und
verteilt sie. „Koropos, Sandrock, ich gestatte mir jetzt, Ihnen,
meine verehrten Damen und Herren, einen Künstler vorzu-
stellen, einen Harmonien...“

Präkelnd tragen die Hände aufeinander. Die Ränge to-
ben. Auf dem Podium in der gewaltigen Radrennhalle steht
klein und unscheinbar der bewegliche Doktor.

Seine Hände fliegen über das Mikrophon und begleiten
die mächtige Stimme. Wirre Bewegungen der Hände schwin-
gen sich den Worten voran.

Der Körper des kleinen Mannes schüttelt unter der Ducht

der eigenen Worte. Die tolle Nase flackert in das Dunkel des
Saales hinein. Die Stimme peitscht, lobert.

„Vergelt es nie, wir werden nicht Ruhe lassen, bis dieses
Regiment mit seinen journalistischen Scheißbügelhaltern aus
der Nacht verjagt ist.“

Die Juden sind schuld.

Es wird die Stunde kommen, da die Staatsgewalt andere
Aufgaben zu erfüllen hat, als die Verräter am Volk vor der
Duch des Volkes zu beschützen.“

Dumpfes Grollen antwortet aus dem dunklen Nacken des
Saales. Höher schwingt sich die Stimme. Der winzige Kör-
per hebt sich mit ihr. Das ganze Gesicht verklingt in dem
unnatürlich weit aufgerissenen Mund.

„Vergelt es nie, Kameraden. Sagt es euch hundertmal im
Tage vor, so daß es Euch bis in Eure tiefsten Träume ver-
folgt.“

Die Juden sind schuld.

Sie werden dem Strafgericht nicht entgehen.“ Die Stimme
geht noch einmal hinter dem letzten Satz her. Die Hand hoch-
gereckt über die knabenhaft schmale Schulter steht in theatra-
lischer Pose der Redner da. Ein Schrei wie aus dem Schlund
einer rasenden Wölfe brandet durch die Halle, auf der in
endlosen Kreisen schon sechs Tage lang rote und schwarze
und blaue Trikots auf Rädern über die schief geneigte Bahn
jaulen.

„Die Juden sind schuld.“

Ein Heber packt die Massen.

Arme fliegen hoch.

„Dell Hitler.“

Gefang flattert auf, fällt die Halle bis unter das Dach.
Eskortiert von sechs Mann in Uniform humpelt Klumpfuß
mit hochgerecktem Arm der Redner durch den Saal. Ein Kä-
scheln des Triumphs liegt über dem Gesicht, aus dem die
Augen wie die einer bodenlosen Ratte leuchten. Er steigt in
eine Taxe, die einem auffallenden Mercedes folgt, in dem
ein Mann mit weisem Staudmantel sitzt.

Der Sturmführer Piefmann ging nach Hause. Seine Kop-
pelschnalle drückte. Er duckte sich ein wenig, als er seine
Frau noch über der Nähmaschine sah.

„Das wird alles anders, wenn der Führer dran ist.“

Reizend zog er, ohne ein Wort zu verlieren, die Strümpfe
von den wundgeriebenen Füßen, an denen die schweißnassen
Strümpfe klebten.

„Mit den Weibern ist ja nichts anzufangen. Die verstehen
nichts von der Politik.“

Er betrachtete wehmütig die zerrissene Haut, die weißlich
gedunsen aufquoll.

„Die wird schon merken, was los ist, wenn wir Ehre und
Dich andräumen. Kreuzmillionen noch einmal. Wenn wir
die Kapitalisten und die Juden kriegen.“

Die Nähmaschine surrte unermüdet. Piefmann sah zu
seiner Frau hin. Die nahm aber keine Notiz mehr von ihm.
Sie merkte, daß er ihr etwas erzählen wollte. Aber sie
wollte nichts hören. Der Nichtsnutz, Buchhalter war er, und
da hatte er Dummheiten gemacht, Versicherungsgeldern,
Staubsaugervertretern und zu nichts hatte er gelangt. Dann
war er in die Politik gegangen. Das war ja doch auch
Schwundel, wenn der es schon anfang. Der konnte ja nichts,
als ihr Kinder machen, eins nach dem andern.

Piefmann konnte nicht mehr an sich halten.

„Das war was.“ tastete er sich behutlich vorwärts. Er
waricte darauf, ob keine Frage käme. Die Frau antwortete
nicht. Die Maschine surrte heftiger. Piefmann hobte ein
wenig. Sein verletzter Fuß war an die Stuhlfläche gestoßen.
Er sah wehleidig zu der Frau hin. Ihr verbittertes Gesicht
blieb ausdruckslos.

„Du“, Piefmann sagte es so zärtlich wie er nur konnte,
„der hätte sogar Dich überzeugen können. Den hättest Du
hören sollen.“

Nur die Maschine surrte Antwort. Unten rief jemand
gegen die Decke.

„Ödren Sie endlich mit der verfluchten Näherei in der
Nacht auf, ich will schlafen.“

Piefmann peitschte mit seinen nackten Füßen vor die Näh-
maschine. „Sticht Du“, sagte er angriffslustig, „da hast Du,
die Sozia da unten. Aber wenn wir dran sind...“

Er schwang die Fäuste über seinem Kopf, wie er es bei
dem Redner gesehen hatte.

Die Frau hand müde von der Maschine auf. Jetzt erst sah
sie den Mann an. Dann ging sie aus der Küche. Piefmann
ließ die Fäuste sinken. Er stand ganz traurig da. In der
Türe sagte die Frau: „Küch die Nähmaschine an den Ofen.“

Piefmann hob gehorlich die Maschine in die Ecke.

Dann legte er sich schlafen.

Ueber die menschenleere Straße fuhr der städtische Spreng-
wagen. Hinter dem Führer ragte aus einer Luke der Kopf
des Mannes, der den Wasserbehälter bediente. Der Spreng-
wagen hatte im Dunkel der Nacht das Aussehen eines Pan-
zerautos.

„Aufrichtig gesagt, ich bin ein vollkommenes Luder. Was
Sie mir erzählen, ist alles richtig. Sie haben recht, Ihre
Leute haben recht, aber mich interessiert nun einmal der
ganze Robi nicht.“

„Wer bei Juden kauft...“

Wieder Veröffentlichung von Listen jüdischer Firmen

Frankfurt a. M., 8. August. In der ersten August-Ausgabe
des „Deutschen Mittelstandes“, des offiziellen Mitteilungs-
blattes des Verbandes der Reichshandwerkskammern und der
amtl.lichen Berufsvertretungen des gewerblichen
Mittelstandes im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet,
werden, nachdem das Blatt in seiner vorigen Ausgabe eine
Liste der jüdischen Firmen, Ärzte und Anwälte in Frankfurt
abgedruckt hatte, abermals Listen jüdischer Firmen veröffent-
licht, diesmal für Wiesbaden und Darmstadt. Gleichzeitlich
bringt das Blatt auf Veranlassung der Kreisamtsleitung der
NS-Dagb, Frankfurt a. M., eine Verurteilung seiner „Frank-
furter Judenliste“, in der die Namen von 24 Firmen und
Personen angeführt werden, die rein arischer Abkunft, zum
Teil Mitglieder der NSDAP, sind. Die Aufzählung der Ver-
urteilung an die Zeitschrift „Deutscher Mittelstand“ beweist,
wie stark die Befürchtung wirtschaftlicher Schädigung durch
irrtümliche Einreihung in die „Judenliste“ bei den Betrof-
fenen ist.

Der Anzeigenteil der Nummer enthält über die ganzen
Seiten laufende Schlagzeilen: „Weibei die Juden!“ und
„Wer bei Juden kauft, ist ein Volksverräter!“. Dem Geist
dieser Parole entsprechen zwei Aufsätze, von denen der eine
sich gegen die „Tarnung“ jüdischer Firmen durch die so-
genannte Gleichhaltung, der andere dagegen wendet, daß
nach Aufhebung jüdischer Vertreter der schönen Literatur
in den großen Verlagsverhältnissen noch immer Werke jüdischer
Wirtschaftskritiker erscheinen. „Der Rationalist“,
heißt es in dem Artikel, „fordert von den deutschen
Verlegern, daß sie auch auf dem Gebiet der Wirtschaft eine
anständige Literatur hervorbringen!“

Der Heberfchrift der anderen Notiz, „Gleichhaltung, das
wichtigste jüdische Geschäftsgeheimnis“, wird bezeichnenderweise der

Untertitel „Auf Gleichhaltung aber folgt Nachhaltung!“
beigelegt. Im Text heißt es u. a.: „Nach der Machtübernahme
wurde in Deutschland die sogenannte Gleichhaltung jüdischer
Firmen vorgenommen, eine durch Gesetzeskraft legitimierte
wirtschaftliche Maßnahme, die das deutsche Volk von der
jüdischen Ausbeutung, Wuchererei und Geschäftemacherei be-
freien sollte.“

Durch das deutsche Volk ging ein Aufatmen, glaubte es
doch, daß Juden und Judenfreunden jetzt endlich die Mög-
lichkeit genommen sei, das Volk weiterhin zu betrügen, be-
lügen und anzuhalten zu können, wie es bisher der Fall
gewesen war. Doch weit gefehlt! Deutsche Gesetze und die
Autorität des deutschen Staates kennt der Jude nicht. Er
richtet sich nur nach eigenen Gesetzen. Es folgt ein „Zitat“
aus „Den jüdischen Geheimgesetzbüchern, dem Talmud-
Schulchan Aruch“: „Es ist dem Juden verboten, seinen Bruder
zu betrügen. Aber es ist ihm gestattet, den Nichtjuden
zu betrügen, denn der Nichtjude ist nicht sein Bruder (Gosch
hamischpat 27, 1 u. a.).“ Daran wird folgende Bemerkung
geküpft: „Der Jude kennt nur eins: Profit, Prozenzie,
Zins, Mißleid und Vage sind seine treuen Bundesgenossen
und kein Mittel ist ihm zu gemein, wenn es gilt, den Nicht-
juden arm und hilflos zu machen. Schopenhauer hatte recht,
wenn er die Juden die Meister der Lüge nannte.“

Gegen Große

Kirche und Antisemitismus

Berlin, 8. August. Das in Berlin erscheinende „Protestan-
tenblatt“ nimmt auf die vor einiger Zeit in Kosen auf einer
Jugendkundgebung im Rahmen der Kulturwoche der Ditle-

Jugend gehaltenen Rede des Gauleiters und Staatsrats
Große Bezug, in der u. a. gesagt wurde, wer den Juden als
Feind behandelt, befinde sich in einer Gesellschaft mit Chri-
stus und in der Gesellschaft der christlichen Kirchen, der
katholischen und der evangelischen. Dazu bemerkt das „Pro-
testantenblatt“: „Wir erheben ersten Widerspruch gegen den
Mißbrauch von religiösen Urteilen Jesu und wihen nichts
von derartiger Gesellschaft der christlichen Kirchen.“

Freispruch - aber Schutzhaft!

Die Gerichtsverhandlung über die Messerschere in
Legin, die mit dem Tode eines SA-Mannes ausging und
von der nationalsozialistischen Parteipresse unter der
Ueberschrift veröffentlicht wurde: „Ein Dolchstoß in den
Rücken der SA“, hat mit einem Freispruch des Stabschul-
mannes Kummerow geendet. In der Begründung des
Urteils wird gesagt, daß die „Schuld des Angeklagten nicht
voll erbracht“ worden sei und daß „nicht einwandfrei fest-
gestellt werden konnte, wie es zu dem tödlichen Stich kam.“
Aber sofort nach Freispruch wurde Kummerow in „Schutz-
haft“ genommen... .

Der „Völkische Beobachter“ spricht von einem unver-
ständlichen Urteil, besonders da der Staatsanwalt
gegen Kummerow zwölf Jahre Zuchthaus beantragt hatte.
Die Ursache des Stretkes mit dem tragischen Ausgang war
ein Männerkampf, der zu Verwundungen im Wirtschaft-
saal führte, wobei Kummerow auch scharfe Worte gegen die SA
gebrauchte. Wer den tödlichen Stich gegen Wolgan geführt
hat, konnte allerdings nicht aufgeklärt werden.

Röhms Erinnerungen im Ausland?

Wien, 7. Aug. Man kündigt an, daß die Erinnerungen
Röhms im Herbst in Oesterreich veröffentlicht werden sollen.

Einer will eine Lutze-Straße

Persaukes Sehnsucht

Von einer Hauptfigur des Röhmdramas ist bisher noch nicht gesprochen worden, obwohl der Fall ohne sie niemals voll wird begriffen werden. Wir meinen den Einsender jener Notiz, die der „Trommler für Mülsenau“ (früher „Generalanzeiger für Mülsenau“) am 15. März 1933 im „Sprechsaal“ veröffentlichte, und deren Wortlaut mit gebührender chronistischer Treue wiedergegeben sei:

„Die Straße frei... Warum hat Mülsenau noch immer eine Ebersstraße, deren Name unangenehm an den Hoch- und Landesverräter Friedrich Ebert erinnert? Warum benennt man sie nicht auf den Namen eines unserer Großen um, z. B. des Stabschefs unserer herrlichen braunen Kampfscharen? U. A. w. g.“

Ein Anwohner der Ebers- (hoffentlich bald Röhms-)straße.“

Die Einsendung hatte einen unerwarteten Erfolg. Der Führer der Mülsenauer NSDAP, ein Zahnmediziner, benutzte sie zu einem Vorstoß gegen den früher volksparteilichen, jetzt gleichgeschalteten Bürgermeister, für dessen Sturz er schon lange Material sammelte. Der Bürgermeister legte die unglaubliche Torheit, mit der lahmen Motivierung abzulehnen, daß es sich um eine Ebers-, nicht um eine Ebertstraße handle, die nach einem angesehenen Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts benannt sei. Worauf es für den Zahnmediziner ein leichtes war, einen Ausbruch des Volkszornes, bestehend aus zwei SA-Stürmen, gegen den reaktionären Verteidiger der entmachteten „roten Bonzokratie“ zu arrangieren, der mit der Abführung des Bürgermeisters in ein Konzentrationslager und der Ernennung des Zahnmediziners zu seinem Nachfolger endete.

Seitdem konnte der Viktualienhändler Friedrich Wilhelm Persauke — er war der Verfasser jenes Eingesandts im „Trommler für Mülsenau“ gewesen — niemals aus seinem Laden heraustreten, ohne daß es ihm einen stolzen inneren Ruck gab; denn an der gegenüberliegenden Straßenecke prangte schwarz auf weißer Emaille die neue Straßenebenung: Ernst-Röhms-Straße. Der Stabschef in Person hatte die Einweihung vorgenommen, es war ein großer Tag in der Geschichte Mülsenaus gewesen mit Triumphparaden, Fahnen und weißen Ehrenjungfrauen vom Bunde deutscher Mädel, für die der hohe Gast jedoch kaum einen flüchtigen Blick übrig hatte. Friedrich Wilhelm Persauke aber war vom neuen Bürgermeister als der geistige Vater der Idee zum Stabschef persönlich vorgestellt worden, der ihm wohlwollend auf die Schulter klopfte: Dreißig Jahre jünger, lieber Persauke, da könnte ich Sie gut brauchen — „meine SA. Haben Sie keinen Jungen?“

Natürlich hatte Persauke Jungen, sie standen mit im Spalier bei der Hitlerjugend. Röhms ließ sie sich zeigen und sie bekamen ein Autogramm von ihm. Das hing fortan in Persaukes guter Stube über dem hellen Fleck, den das Kaiser-Wilhelm-Bild auf der Tapete zurückgelassen hatte. Auch eine Röhms-Mappe wurde angelegt, sie enthielt Fotos von der Einweihung sowie Zeitungsausschnitte, als ersten eine „Betrachtung aus der Beilage „Wehr und Waffen“, die mit den Sägen begann:

„Was sind die Verdienste Scharnhorsts und Gneisenaus um die Reorganisation der preussischen Armee gegen Ernst Röhms Werk gehalten? Die Namen Moltke und Roon, einst leuchtende Gestirne am militärischen Himmel, sie verblassen...“

Wenn im Kino Röhms Gestalt auf der Leinwand erschien, trotz korpulenter Fülle martialisch zu Roß sitzend oder die Front der SA. abschreitend, so raste Persauke Beifall und das Bürgertum von Mülsenau stand ihm bei. Zum Geburtstag schenkte er seinen Söhnen das Werk: „Ernst Röhms, die Geschichte eines Hochverräter“. Auch die übrige Verwandtschaft wurde damit bedacht. Er zog Röhms allen Paladinen des Führers, beinahe dem Führer selbst vor: in Röhms verkörperte sich sozusagen die militärische draufgängerische Kraft der Bewegung, die Persauke im Gegensatz zum schlappen Zivil des verflissenen Schmachtsystems am meisten imponierte.

Und dann kam jener fürchterliche 30. Juni. Persaukes hockten verstört ums Radio, daraus erklang mit düsterem Tremolo die Stimme des Propagandaministers, der sich in fürchterlichen Detailschilderungen der ausgehobenen Unzuchtstätte Wiessee erging. Wortlos nahm Persauke das gerahmte Autogramm von der Wand, entleerte die Familienbibliothek in den Müll-eimer und säuberte die Familienbibliothek (sie hatte auf einem Wandbrett Play) von Röhms-Resten.

Zwei Tage darauf aber enthielt der „Trommler für Mülsenau“ folgendes Eingesandt:

„Die Straße frei... Will Mülsenau sich die Gelegenheit entgehen lassen, die erste Stadt in Deutschland zu sein, die eine Straße nach dem neuernannten Stabschef unserer herrlichen braunen Kampfscharen benennt? U. A. w. g. Ein Anwohner der früheren Röhms- (hoffentlich bald Lutze-)straße.“

Wie gesagt, ohne die Figur dieses Einsenders ist eigentlich das Röhmdrama niemals ganz zu begreifen... Mucki.

„Das hat die S.A. gemacht!“ Der Führer will das nicht

Früher hörte man unwissende Leute sagen, wenn sie Unrecht erlitten: „Ja, wenn das der Kaiser wüßte! Der Kaiser will das nicht...!“ Dieser Glaube an die Unfehlbarkeit der Kaiser und Könige und sonstige „Landesväter“, der den Untertanen Jahrhunderte hindurch von der ersten Schulstunde an eingetrichtert wurde, war so tief eingewurzelt, daß einmal eine blutarme, alte Holzfrau im Wildpark eines thüringischen Kleinstaatens-Fürsten „ihren“ seit vielen Jahren schon geistesgestörten Landesvater sehr beleidigt und böse werdend mit den Worten verteidigte: „Nu des wag'n is'r unser Ferscht, wenn'r ooch verrickt is'!“

Nun ist der deutsche Untertan wieder so weit, wie seine Großväter waren: er glaubt wieder an eine unfehlbare Instanz. An Stelle eines nicht mehr vorhandenen Landesvaters hat er den „Führer“ Adolf Hitler dazu erhoben.

„Der Führer weiß das nicht! Das will der Führer nicht!“

So sagt der Untertan heute. Es macht ihn nicht irre, daß dieser selbe „Führer“ vor dem deutschen Reichsgericht feierlich erklärt hat: „Nichts geschieht in meiner Partei ohne mein Wissen!“ Es macht den Untertan nicht stutzig, daß Hitler die Verfehlungen und moralischen Mängel jener Unterführer, die er meuchlings erschossen ließ und die er im Tode schmähte, von Anfang an gekannt und die er geduldet hat, solange ihm diese Leute willig waren.

Inwieweit heute schon dieser Glaube an den „Führer“ nur noch ein Strohhalm ist, an den der Untertan aus Furcht vor der letzten Erkenntnis seiner Selbsttäuschung sich klammert — das ist schwer zu sagen. Um so beflissener sind die Gögengänger des „dritten Reiches“, diesen Glauben den ahnungslosen Kindern einzutrichtern. Und das ist das Schlimmste: es ist schändlicher Mißbrauch des kindlichen Vertrauens. Und wieder ist es die Schule, sind es Lehrer, die diesen Seelenfang am eifrigsten betreiben.

Der Erfolg dieser schändlichen Arbeit ist es, wenn der zwölfjährige Sohn einer sozialdemokratischen Funktionärin,

die monatelang im Konzentrationslager gequält worden ist, nach ihrer endlichen Entlassung und beim heiß ersuchten Wiedersehen die Mutter tröstet: „Mutter, daß Du gefangen warst — das hat nur die S.A. gemacht! Der Führer will das nicht!“

Das muß eine Mutter, die die furchtbare Zeit ihres Lebens dem Regime dieses „Führers“ verdankt, aus dem Munde ihres Kindes anhören! Das lehrt man ihrem Kinde für das Schulgeld, das sie zahlt! Wenn Worte Dolchstöße sein könnten, dann sind diese Worte Dolchstöße ins Herz einer Mutter.

Das erschütterndste Beispiel aber berichtet P. Delihotte, der Berliner Korrespondent des „Journal des Debats“. Er war in Berlin der Wohnungsnachbar Gregor Straßers. Dieser ehemalige Freund Hitlers wurde am Morgen des 30. Juni, als er im Begriff war, in sein Büro zu gehen, von zwei Beamten der Polizei Görings verhaftet. Zwei Stunden später wurde bekannt, daß auch Gregor Straßer „im Zuge der Reinigungsaktion“ erschossen worden sei. Vier Tage lang wollte die Frau Straßer die furchtbare Wahrheit nicht glauben, bis sie endlich einsehen mußte, daß es Zweifel und Hoffnung nicht mehr gab.

Die Kinder Straßers aber teilten ihren französischen Spielführer die Nachricht mit. „Unser Vater ist tot.“ „Mein Sohn,“ so berichtet Delihotte, „erstaunt und empört, rief ihnen zu: „Jetzt denke ich, werdet ihr wohl den Hitler nicht mehr lieben können!“ Und ich hörte, wie eines der Waisenkinder, ein Vierzehnjähriger, langsam, die Augen starr, aber ohne eine Träne, die Antwort gab: „Er ist aber trotzdem unser Führer.““

So wachsen Kinder im „dritten Reich“ heran: Der Sohn preist den Mörder seines Vaters! Man braucht nur dieses eine Beispiel zu kennen, um zu ermessen, in welche Verderbnis der Rattenfänger aus Braunau die Kinderseelen führt! Manfred.

erkennen. Die Folge war, daß er seiner Stellung enthoben wurde.

Die Universität Istanbul war froh, Freundlich und zahlreiche andere deutsche Gelehrte, die man im „dritten Reich“ nicht mehr haben wollte, für sich zu gewinnen. Zeitungen, die deutsche Kultur nicht in Gefangenschaft, Bonzenluxus, Kadavergehorsam, Militärdrill und Volksbelugung sehen und daher im Ausland erscheinen müssen, haben über den Fall Freundlich berichtet und dabei auch die leitende Rolle des Herrn Ludendorff, des Direktors jenes Potsdamer Instituts, nicht unerwähnt gelassen. Davon hat Herr Ludendorff erfahren, und nun droht er im Auftrag seines vorgesetzten Ministeriums den Professor Freundlich mit irgendwelchen Verfolgungen, wenn er nicht jene Zeitungen veranlasse, zu „berichtigen“, daß Professor Freundlich nur — wegen des Arierparagraphen pensioniert worden sei!

Professor Freundlich

Der Krieg des anderen Ludendorff

Um der deutschen Wissenschaft die Möglichkeit zur Nachprüfung, Anwendung und Weiterbildung der Einsteinschen Relativitätstheorie zu geben, erbaute die demokratische Republik den bekannten Forschungsturm zu Potsdam mit all seinen Instrumenten. Dort arbeitete u. a. auch Professor Freundlich, ein international anerkannter Gelehrter auf dem Spezialgebiet der Sonnenphysik. Plötzlich trat an die Astrophysiker von Potsdam eine neue Anforderung heran: wenn sie gewissen Angestellten ihres Institutes bezeugten, sollten die Gelehrten die rechte Hand vor- und aufwärts strecken und dazu ein Heil auf einen gewissen Hitler ausrufen. Professor Freundlich vermochte in dieser Umgebung etwas für die Sonnenphysik Förderliches nicht zu

Deutschland, ein ehrbarer Kaufmann

O Deutschland, hoch in Ehren! Du heil'ges Land der Treu', Im „dritten Reich“ zeigst du der Welt, was Recht und Anstand sei!

Du säubertest den Handelsstand von jeder schmutzigen Spur, Und jetzt regiert im ganzen Land ein ehrbar' Kaufmann nur. „Vor allem eins: sei treu und wahr, laß Lüg' dich nicht entweih'n!“

Der höchste Ruhm des Deutschen ist: stets treu und wahr zu sein!“

So lernten in der Schule wir. — Die deutsche Treu' entschwand. —

Doch herrlich hehr sie auferstand im heil'gen Hitlerland. Fort ist der Juden Schachergeist und ihr Profitgeschrei: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Es herrscht die deutsche Treu'.

Nie kam ein Wort der Lüge je aus deutscher Führer Mund! Und Hitler, Goebbels, Göring, Schacht, tun nur die Wahrheit kund. — — —

So sprach Herr Schacht voll Redlichkeit: „Die Kassen, die sind leer.“

Devisen gibt es nicht zur Zeit. Es ruhet der Transfer; Das Ausland nahm sie alle fort und gab sie uns nicht wieder. Nicht unser ist die Schuld!“ Herr Schacht, er sprach es treu und bieder.

O königlicher Kaufmann du! Du sagst ein wahres Wort! Denn täglich gehn Devisen aus für Kriegsrüstungsimport, Und viel Millionen gabest du Herrn Goebbels in die Hand. Damit er Hitlers Heilandslehr verkünd' in jedem Land. — — — Jüngst war Herr Göring in Athen zum Ordens-Ehrenschmaus, Und nebenbei stiftet er dort ein Hitlerjugend-Haus. Des Staates Säckel gibt ihm frank der Drachmen hohe Zahl, Wohl fünfzigtausend opfert er fürs deutsche Ehrenmal! O Ausland, weshalb klagest du? Du hast die hohe Ehr', Zu finanzieren Deutschlands Ruhm! Was schiebst dich der Transfer?

Du zahlst die Waffen, die dich einst mit Flammen überzieht! Du zahlst die Propagandaflut, die ausströmt von Berlin! Lern' du von Deutschland Recht und Treu' und die Devisen plump.

„Des ehrbar'n Kaufmanns, die ihn führt bei dem Devisen-pump!“

„Hast du verpulvert den Besitz, und fehlt es dir an Geld, Pump nicht zu wenig, sondern viel, dann bist du Herr der Welt!“

Animus.

Marcel Proust in russischer Sprache

Der staatliche Verlag für künstlerische Literatur hat eben den ersten Band des berühmten Werkes von Marcel Proust „Du cote de chez Swann“ in russischer Uebersetzung herausgebracht. Die Einleitung zu dem Buche, das seiner Form und seinem Inhalt nach dem Sowjetleser sehr fremd ist, wurde von dem verstorbenen Volkskommissar für Bildungswesen A. Lunarschanski verfaßt, der auch die Uebersetzung eines Teiles selbst besorgte. Es besteht die Absicht, eine ganze Serie repräsentativer Werke der französischen modernen Literatur herauszugeben, als Ergänzung zu den bereits vorhandenen Uebersetzungen der Werke von R. Rolland, Henri Barbusse, Jules Romain, Georges Duhamel u. a.

Zeit-Notizen

VIII. Olympiade für Arbeiterkunst

Die von den Gewerkschaften organisierte 8. Olympiade für Arbeiterkunst wurde beendet. Ungefähr 25 000 Arbeiter der Leningrader Betriebe nahmen als Sänger, Musikanten usw. daran teil sowie 1100 Vereinigungen zur Pflege der Arbeiterkunst, die 18 000 Mitglieder repräsentierten. Den ersten Preis der Olympiade erhielt die Gewerkschaft der Konfektionsarbeiter. Das Leningrader Gewerkschaftskartell beschloß die Entsendung von 100 preis gekrönten Teilnehmern der Arbeiterolympiade auf Konservatorien und andere künstlerische Lehraustalten. Es wurde beschlossen, in Leningrad einen Palast für künstlerische Arbeitererziehung zu errichten, der zum Mittelpunkt für methodische und experimentelle Arbeiterkunst werden soll.

Barometer

Ein Filmfachblatt, braun bis auf die Knochen, schreibt: „Die Zuversicht, daß es auch im Kinogewerbe einmal aufwärts gehen muß und daß es unter allen Umständen in der kommenden Saison auch für ihn besser wird, hält ihn von der Schließung seines Kinos ab. In diesem Vertrauen nimmt es der Theaterbesitzer hin, ganz gleich, ob so manche Vorführung vor nur einem Dutzend Besucher oder vor wenig mehr erfolgt...“

Radioverbindung Nordpol—Südpol

Im Auftrage der Columbia-Broadcasting-Company sind einige Ingenieure zur Errichtung einer provisorischen Radiosendestelle nach Nordwest-Alaska geschickt worden. Von dort aus soll ein regelmäßiger Sendedienst mit der Station der Byrd'schen Südpolarexpedition in Little Amerika eingerichtet werden. Damit will man versuchsweise zum erstenmal eine unmittelbare Verbindung zwischen den beiden Polarzonen der Erde schaffen.

H. G. Wells in der Sowjetunion

Der berühmte englische Schriftsteller Herbert G. Wells traf in Moskau ein. Er besuchte vor 14 Jahren erstmalig die SU. und wurde damals von Lenin empfangen, mit dem er eine längere Unterredung hatte. In seinem Buche „Rußland im Dunkel“, welches Wells nach seiner Rückkehr aus Moskau schrieb, führte er aus, daß er nicht an die Fähigkeit des Proletariats glaube, eine neue menschliche Gesellschaft auf sozialistischer Grundlage aufzubauen und daß er nicht an den Sozialismus glaube. Lenin nannte er den „Träumer im Kream“, Lenins Elektrifizierungsplan eine Utopie. Lenin schlug ihm darauf vor, nach 10 Jahren wiederzukommen. Verspätet kommt Wells jetzt dieser Einladung nach

Der japanische Geheimdienst

Wie Spioninnen geworben werden

Täglich sehen Millionen von Menschen in den Kino-Theatern der Welt jene Sorte von Filmen, in denen der unterirdische Kampf zwischen den Geheimdiensten gegnerischer Mächte gezeigt wird. Ob Krieg oder Frieden herrscht, immer gibt es irgendwelche Pläne, Papiere oder Fotos, um deren Erbeutung sich eine neue Sensationshandlung erdichten läßt. Meist spielt die Hauptrolle eine schöne Spionin, in die sich der feindliche Kollege verliebt. Die Rollen folgen solchen Verwicklungen immer wieder gern und nehmen das Spiel als Ausschnitt aus einer spannenden Fantasiewelt. Sie ahnen kaum, daß heute rings auf der Erde ein Kampf zwischen den Geheimdiensten geführt wird, wie er heftiger und einkalkulierbarer nicht gedacht werden kann.

Jede Großmacht, die etwas auf sich hält, besitzt ein weitverzweigtes Spionagenetz. Gegenwärtig sind so viele Nachforschungen anzustellen, so entscheidende Missionen zu erledigen, daß die Männer und Frauen im Hintergrund der großen Politik gar nicht mehr zur Ruhe kommen. Stets handelt es sich darum, wer schneller ist. Die besten Flugmaschinen stehen zur Verfügung, und häufig bietet das Leben mehr an abenteuerlichen Vorfällen, als sich jemals auf der Leinwand zeigen läßt.

Am erfolgreichsten, weil unauffälligsten arbeiten immer noch der britische Secret-Service. Einige Rängen hinter ihm liegt zweifellos Deutschland, dem aber Japan jetzt ernstlich den Rang streitig macht. Der japanische Generalstab hat ein getreuliches Abbild der Spionage-Zentrale eingerichtet, die im Deutschen Reich vor dem Weltkrieg bestanden hat. Eine besonders ausgedehnte Tätigkeit entfaltet er neuerdings gegen Rußland im neugegründeten Mandschukuo-Staat. Dort lebt eine große Anzahl von weiß-russischen Emigranten in wenig erfreulichen Verhältnissen. Sie vor allem werden von den Japanern für ihre Zwecke herangezogen. Sie stellen seit einiger Zeit Agitations-Gruppen, die nach Rußland eingeschmuggelt werden, um dort Terrorarbeiten zu verrichten. Als Spione, Provokateure und besoldete Attentäter werden sie vom japanischen Geheimdienst beschäftigt. Ursprünglich wurden nur männliche Emigranten, vornehmlich ehemalige Offiziere, für diese heiklen Aufgaben bestimmt. In dem Maße aber, in dem die Arbeit verfeinert werden mußte, um wirksam zu bleiben, konnte ihre Tätigkeit nicht mehr genügen.

Mitte März veröffentlichten die japanischen Zeitungen russischer Sprache, die in Chardin erscheinen, auffallende Inserate, die zur Teilnahme an einem Wettbewerb um den

Titel „Königin der Arbeit“ aufforderten. Dieser Wettbewerb wurde von den betreffenden Blättern organisiert. Die Gewinnerin sollte eine bezahlte Stellung erhalten, für sehr viele Emigrantinnen-Mädchen eine verlockende Aussicht. Die Teilnahme-Bedingungen waren folgende: nur weißrussische unverheiratete Emigrantinnen unter 30 Jahren, die mindestens fünf Jahre lang in der Mandchurei gelebt hatten, unbedingt antikommunistisch und „überhaupt in jeder Beziehung vertrauenswürdig“ waren, drückten sich an dem Wettbewerb beteiligen. Sie mußten besondere Fragebogen ausfüllen, in denen sie außer genauen Angaben über ihre Person darlegen sollten, was sie über die Religion dächten, welchen politischen Überzeugungen sie huldigten, was für eine Einstellung sie zu Japan und Mandschukuo besäßen. Außerdem mußten ein ärztliches Zeugnis, fotografische Aufnahmen und eine Anzahl Empfehlungen beigelegt werden.

Dem aufmerksamen Leser dieser Verlautbarungen konnte nicht lange verborgen bleiben, was für eine Art von Arbeit man den Teilnehmerinnen vorschlagen wollte. Einige Sätze am Schlusse des Ausschreibens, die das Entgegenkommen der japanischen Behörden gegenüber den russischen Emigranten priesen, wiesen nur zu deutlich auf den Ursprung der Inserate hin. Die Werbeabteilung des japanischen Geheimdienstes schien auf die materielle Notlage der Emigrantinnen zu spekulieren. Mit Erfolg?

Trotz einer ungeheuren Propaganda, und obwohl der Meldeschluß des Wettbewerbes viermal hinausgeschoben wurde, haben nur 33 junge Mädchen Lust bekundet, zur „Königin der Arbeit“ gekrönt zu werden. Da in Chardin 50-60.000 Weißrussen wohnen, muß man das als einen Misserfolg bezeichnen. Man ließ sich aber in den japanischen Spionage-Büros nicht aus der Ruhe bringen. Wenige Wochen später veröffentlichten dieselben Chardiner Blätter den gleichen Fragebogen unter dem Vorwand, das materielle Los der Emigrantinnen zu verbessern. Diesmal hatte man sich vorher vorsorglich mit der Aktionszentrale der Weißrussen in Verbindung gesetzt. Diese übte auf die jungen Damen der Emigration einen leichten Druck aus, den Fragebogen auszufüllen und den betreffenden Zeitungsredaktionen zuzuschicken. Kein Wunder, daß es daraufhin besser klappte!

Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß die Japaner, die sonst ein so diplomatisches Volk sind, an Unauffälligkeit der Mittel und Verfeinerung der Methoden von ihren europäischen Vorbildern noch einiges zu lernen haben. G. V.

Die unermüdliche Tänzerin

Ein bisher in den medizinischen Annalen unbekanntes Phänomen ist in Japan bekannt geworden. Eine junge Japanerin, Kida Sidan, wohnte vor einigen Wochen einem Neut anläßlich der Kirichiliste bei. Sie geriet vor der Schönheit des Dargebietenen fast in Ekstase und gegen Ende der Veranstaltung machte sich bei ihr eine gewisse Nervosität bemerkbar. Als Kida Sidan zu Hause ankam, begann sie plötzlich zu tanzen. Sie legte diese Beschäftigung sogar auf der Treppe und in ihrem Schlafzimmer fort. Von einem seltsamen Tanzpartner ergriffen, antwortete das junge Mädchen auf keine der Fragen, die man an sie richtete und alle Bitten der Eltern, doch endlich aufzuhören, blieben vergeblich. Ein hinzugerufener Arzt konnte sich dieses Phänomen nicht erklären. Kida Sidan tanzte, bis ihre Kräfte vollständig erschöpft waren und sie wie tot auf ihr Bett in einen ganz festen Schlaf fiel. Aber am nächsten Morgen, begann sie,

kaum erwacht, schon wieder der Trepptreue zu dienen. Sie nahm sogar ihre Mahlzeiten tanzend ein. Große Spezialisten, die sie beobachteten, erklärten, daß sie sich in dem Zustand einer heftigen nervösen Krankheit befände, die bisher noch unbekannt war, und die sich in dem unüberwindlichen Wunsch zu tanzen ausdrückte. Um die Kräfte zu beruhigen, gab man ihr Schlafmittel, die dann ihre Wirkung auch nicht verfehlten. Vor einigen Tagen verschwand nun Kida Sidan plötzlich aus dem Hause ihrer Eltern. Die alarmierte Polizei entdeckte sie dann am Abend in einem Tanzpalast, wo sie den ganzen Tag ohne die geringste Unterbrechung zum großen Erstaunen des anwesenden Publikums getanzt hatte. Augenblicklich hat man das Mädchen in einem Krankenhaus untergebracht, da sie noch immer nicht von ihrem Uebel geheilt ist. Sowie die Schlaf- und Beruhigungsmittel, die man ihr unaufhörlich eingibt, in ihrer Wirkung nachlassen, beginnt sie sofort wieder mit ihren jetzt schon teuflisch wirkenden Tänzen.

Unsere Töchter, die Nazinen

Roman von Hermynia Zur Mühlen. 44

Ich muß auch zugeben, daß sich die Binders anständig benehmen, nicht wie die Familie des Postbeamten im dritten Stock, die mir immer wieder die SK. schickt. Aber das hat auch so seine Gründe. Vor einigen Jahren hatte der Postsekretär ein Auge auf meine Toni geworfen, obwohl er verheiratet ist, und er kann es ihr nicht verzeihen, daß sie ihn damals einfach ausgelacht hat. Das ist ja das Schreckliche: ein jeder, der zu den Nazis übergegangen ist, kann jetzt unter dem Deckmantel der Bewegung seine Rache an jenen auslassen, die ihn einmal geärgert haben. Und da es in unserem Lande kein Recht mehr gibt...

Ja, es gibt kein Recht, keine Gerechtigkeit mehr, aber es gibt sehr viel Mut, sehr viel Aufopferung. Ich glaube, in den andern Ländern ahnen die Menschen nicht, was es bedeutet, wenn hier ein Flugblatt, eine verbotene Zeitung erscheint, wenn auf einer Mauer ein sozialistisches Lösungswort steht, wenn über Nacht drei Peile oder der Sowjetstern, in roter Farbe leuchtend, erscheinen. Vielen draußen mag das kindisch vorkommen, aber wie viele sehen ihr Leben aufs Spiel, ihre Freiheit, um den Genossen zu verkünden: wir sind noch da, wir leben, wir kommen wieder? Es heißt, daß die Führer der beiden Arbeiterparteien im Ausland einander noch immer bekämpfen? Bei uns ist das anders. Wir wissen, daß wir zusammenhalten müssen, alle Arbeiter, nein, noch mehr, alle anständigen Menschen. Sogar die christlichen Arbeiter haben das eingesehen. Zumindest in unserer Stadt. Ich muß allerdings hinzufügen, daß wir hier einen sehr anständigen alten Pfarrer haben und daß viele in seinem Beichtstuhl sitzen, die nicht ihre Sünden bekennen, sondern über ganz andere Dinge sprechen. Als jetzt hatten die Nazis sich nicht recht an ihn herangewagt; er mocht aber auch wirklich mit seinem freundlichen Lächeln und seinem milden Wächlein einen äußerst harmlosen Eindruck. Krüger hat er gegen die Kommunisten gepredigt; jetzt

tut er es nicht mehr. Er hat zuaklert, auf seine alten Tage. Wir haben alle zuaklert. Und in einer harten Schule.

Ich zum Beispiel habe ja immer gemerkt, daß es gemeine Menschen gibt, aber daß so etwas wie die Feldhäters lebt, das wachte ich nicht. Neulich hat die Tochter Hochzeit gefeiert, ein Riesenspektakel. Und nach der Kirche sind sie in das Haus gegangen, aus dem sie unsern Doktor Vär vertrieben haben, so weit vertrieben, daß er nie mehr zurückkommen kann. Zwei von Lieselottes alten Spielgefährtinnen haben bei ihrer Hochzeit gefeiert: Meine Toni und Claudia. An diesem Tag wachte ich nicht, wo Toni war. Claudia aber lag in Frieden unter der jungen Linde, der konnte nichts mehr geschehen. Ich dachte daran, wie verzweifelt wir beiden alten Frauen gewesen waren, als unsere Töchter „Nazinen“ wurden, und auch wie verächtlich die zwei sich freigegeben hatten. Claudia wie eine Wahnsinnige, verbrannt von Scham und Ekel, Toni still und ruhig, sicher und überlegen. Ich sehe ja auch den gleichen Unterschied zwischen meiner lieben Gräfin Agnes und mir. Sobald es sich um andere handelt, ist sie schlau und listig, aber wenn es nur sie betrifft, kann sie sich nicht beherrschen. So kommt zu meiner Sorge um Toni auch noch die Sorge um die alte Frau hinzu. Sie will nicht begreifen, daß sogar ihr Leben für uns noch einen Wert besitzt und daher geschützt werden muß. Als die Gewerkschaften aufgelöst wurden, war sie wie toll. Dabei glaube ich ja, daß sie ein halbes Menschenalter hindurch gar nicht recht gewinkt hat, was die Gewerkschaften sind. Toni suchte sie an diesem Tag auf und erzählte nachher, wie schwer es gewesen sei, sie zu beruhigen.

„Wir werden sie wieder aufbauen“, sagte Toni schließlich zu ihr.

Aber die alte Frau sah nur die Zerstörung und wollte sich nicht beschwichtigen lassen. Auch ich war erschüttert, aber auch ich wachte, gleich Toni, daß wir das Zerstörte wieder aufbauen werden. Das war noch vor Claudias Tod. Jetzt ist die große Bitterkeit und die große Schande nicht mehr da, um die alte Frau zu quälen, jetzt hat sie nur den einen Ge-

Auch Amerika bekommt seinen Post-Luftzug

Nachdem die ersten Versuche mit dem „Luftzug“ in Sowjet-Rußland günstige Ergebnisse gezeitigt hatten, geht man jetzt in Amerika zu einer praktischen Verwertung dieses neuzeitlichen Verkehrsmittels über. Anfang dieser Woche wird in New York ein Luftzug, aus mehreren Flugzeugen bestehend, nach Washington abfliegen. Dieser Luftzug ist für die regelmäßige Postbeförderung gedacht und wird das erstmalig aus einem starkmotorigen Flugzeug und drei Segelflugzeugen bestehen. Die Post ist in den Segelflugzeugen untergebracht; das erste der drei Segelflugzeuge wird über Philadelphia abgelaufen, das zweite über Baltimore, das dritte über Washington. Dies letztere wird versuchen, auf dem platten Dach des Weißen Hauses zu landen, weil seine ganze Ladung von 300 Pfund Briefe und Adressen an Präsident Roosevelt enthält. Wenn sich die Probeflüge zufriedenstellend zeigen, beabsichtigt man in ganz Amerika derartige Luftzüge einzurichten. Bis zur Einrichtung der Personen-Luftzüge wird es dann auch nicht mehr weit sein.

Im Kanu über den Ozean

Zwei junge Oesterreicher hat der Rekord der Ozeanflüge nicht schlafen lassen, und sie wollen nun auch ihrerseits einen „Rekord“ in der Ueberquerung des Ozeans aufstellen. Allerdings machen sie dabei nicht Anspruch auf besondere Schnelligkeit, — sie wollen nämlich die Ueberquerung in zwei Kanus machen, sie sind also für die Flughelden keine Konkurrenz! Die beiden Oesterreicher sind bereits in St. Raphael angekommen und werden in den nächsten Tagen starten. Sie wollen erst nach Casablanca und dann nach Neugort. Ein Wägen hat ihnen die Summe von 150.000 Dollars als Preis ausgesetzt, falls ihnen die Ueberfahrt glatt gelingt. Die Fahrt lobnt sich also...

Stambul ohne Ausländer

Die englischen Zeitungen bringen Meldungen aus Stambul, nach denen etwa 10.000 Ausländer ihre Abreise aus der Stadt vorbereiten, da das neue türkische Gesetz ihnen jede Möglichkeit einer Berufstätigkeit nimmt. Dieses Gesetz verbietet jedem Ausländer irgendwelchen Handel zu treiben oder einen Beruf auszuüben, alle Stellen sollen künftig nur türkischen Staatsbürgern reserviert bleiben. Allerdings nimmt man in englischen Kreisen an, daß die türkische Regierung noch in letzter Minute ein Mittel finden wird, um die übertriebene Strenge dieses etwas seltsamen Antarkiegesetzes zu mildern.

Schneller als der Süderpfeil

Das Automobil hat wieder einmal die Eisenbahn geschlagen! Ein erstaunlicher Rekord, der dieser Tage aufgestellt worden ist. Die beiden portugiesischen Automobilisten Henrique Verrilho und Jose Vopels Silva haben dieses Autostück auf der Strecke Paris-Lissabon fertig gebracht. Sie haben die 1890 Kilometer betragende Strecke in der Zeit von 29 Stunden und 40 Minuten durchfahren, sie haben also mit dem Auto genau eine Stunde weniger gebraucht als der Süderpfeil von Paris nach Lissabon. Diese außerordentliche sportliche Leistung hat großes Aufsehen erregt.

Seidenuniformen

Nach dem Vorbild Italiens, wo die Flieger-Offiziere mit Seidenuniformen eingefleibet werden, um die Fabriken zu beschäftigen, wird nunmehr Japan für seine 70.000 Eisenbahn-Beamte seidene Garderobe anschaffen. Das kommt weniger teuer als Leinenanzüge und sichert den Verbrauch von 450 Seidenballen, die auf dem internationalen Markt nicht abzutufen sind.

danke, helfen und wiederum helfen. Sie ist so dankbar, wenn sie etwas tun darf.

Ich muß ja sagen, daß auch ich froh bin, wenn ich eine kleine Arbeit für die Unieren leisten kann. Es gibt Dinge, die eine alte Frau leichter tun kann als junge Menschen. Sie fällt weniger auf. Und ich kenne alle Wege und Stege hier, bin ich doch vor Jahren so viel mit meinem Anton herumgelaufen. Es ist so seltsam, wenn man über die Schweizer Grenze kommt. Man atmet auf. Die Luft ist ganz anders. Dort ist ein Nord noch ein Nord und keine rubmvolle Tat. Dort, nur wenige Schritte von uns entfernt, herrscht Frieden. Drei Schritte und man ist in einer andern Welt, und kann darüber, daß es so etwas gibt.

Anfangs waren die Schweizer auch sehr anständig; sie ließen, ohne viel zu fragen, die Flüchtlinge durch. Jetzt aber scheint das anders zu werden. Jetzt muß man auch in der Schweiz Geld haben, um sein Leben retten zu können. Bisweilen fragt man sich angstvoll, ob der Bahnsinn, der bei uns ausgebrochen ist, auch die übrige Welt erfassen wird. Und wir erfahren mit jedem Tag weniger aus dem Ausland. Die deutschen Zeitungen lügen oder verschweigen die Wahrheit. So hielt es zuerst, daß dieser Rosenberg in London einen großen Erfolg gehabt habe, dann aber hörten wir von einem Engländer, der viele Jahre in Deutschland gelebt hatte und auch in diesem Sommer in unser Städtchen kam, daß sei nicht wahr: das englische Volk habe seinen Abscheu vor dem Abgott der Nordregierung offen gezeigt. Der junge Mann wachte ja gar nicht, wie sehr er uns durch seine Worte beglückte: Es gibt also dennoch eine Solidarität, es gibt Menschen, die wissen, was hier vorgeht und die uns helfen möchten. Wenn solche Nachrichten zu uns dringen, so ist das immer wie ein Heiler fühlen. Wir sind nicht von allen in der Welt im Stich gelassen worden, wir wissen, daß es eine Solidarität gibt, die härter ist, als alles andere. Toni meint, ich verstehe das nicht; vielleicht hat sie recht, aber ich fürchte, viele, sehr viele werden es nicht verstehen, es wird vielen, sehr vielen den Mut rauben.

(Fortsetzung folgt)

Im Blinkfeuer des Auslandes

Ohne Geld und ohne Rohstoffe

Von unserm Korrespondenten

Paris, 7. August.

Es war vorauszusehen, daß das Interview, das Hitler am Sonntag dem Berliner Sonderberichterstatter der „Daily Mail“, Ward Price, gegeben hatte, ein lebhaftes Echo in Frankreich hervorrufen würde. Dabei stellen alle Zeitungen in den Vordergrund die Frage, welchen Zweck Hitler wohl mit dieser Unterredung verfolgte, da ja bekannt sei, wie ungern er mit Journalisten zu tun habe. Die französische Presse ist auch um die Antwort nicht verlegen. Einheitsmäßig ist die Meinung, daß Hitler vor allem daran liege, die öffentliche Meinung in England sich günstig zu stimmen. Baldwins letzte Unterredung mit dem nun schon historisch gewordenen Wort, daß Englands Grenzen an dem Rhein liegen, haben eben Hitler allerhand zu denken gegeben. Hitler habe, so meint Gallus im „Intransigent“, die Engländer davon überzeugen wollen, daß sie nichts zu fürchten hätten. Bedenklich erscheint dem Blatt die Bemerkung des Reichsführers, daß die Anschlagfrage augenblicklich nicht zur Diskussion stehe. Daraus ergäbe sich mit Notwendigkeit der Sinn des Interviews: im Augenblick sei Hitler für den Frieden. Wofür er später sein werde, das werde man ja sehen.

Auch „Paris Midi“ ist von Hitlers Aufrichtigkeit absolut nicht überzeugt. Aber das Blatt meint, Deutschland, das ohne Geld, ohne Kredit, ohne Rohstoffe sei, habe nur zwei Wege: es müsse sich mit der übrigen Welt gut stellen oder es völlig zum Bruch kommen lassen.

Das Gesicht der herrschenden Klasse

Die „wirklichen Machthaber in Deutschland“

London, 7. August. (Zusatz.) Der Berliner Korrespondent des „Observer“ schreibt unter dem Titel „Die wirklichen Machthaber in Deutschland: Armee, Großgrundbesitzer und Schwerindustrie“ einen Artikel über die heutige Lage des „dritten Reiches“. Der Verfasser betont, Hindenburg habe gewußt, daß Hitlers Volksbewegung, so unangenehm gewisse Manifestationen einigen Elementen der alten Herrenklasse auch erscheinen konnten, allein in der Lage war, die nationale und politische Kontinuität des Bismarckschen Deutschlands zu sichern. Das heutige Regime werde von den Agrariern, den Militärs und den Industriellen gestützt. Die Tatsache, daß Hitler heute die Reichswehr dirigiert und sich auf sie stützt, enthält klar die Stärkung der nationalen Seite seiner Bewegung und die fortschreitende Abkehr von seinem Feindsozialismus. Der Führer erscheint heute als die nützlichste politische Persönlichkeit Deutschlands.

Der revolutionäre Schein

Paris, 7. August. Der Berliner Berichterstatter des „Paris-Voir“ schreibt über das „neue Reich“, es lasse keinen Verdacht zu, daß eine wahrhaft soziale Revolution verwirklicht werde, denn das Prinzip des Privateigentums bleibt heilig. Der Staat hat sich der menschlichen Wesen, niemals aber der Güter bemächtigt. Es ist unmöglich, unter dem revolutionären Schein konservativ zu sein.

Er kann nicht anders „In Nacktheit und Schande“

Die angesehenste englische Zeitung „Observer“ bemerkt zum Tode Hindenburgs: „Hindenburg ist tot. Das Reich Hitlers hat die letzte Verbindung mit der Kulturwelt verloren. Der Nationalsozialismus steht in seiner Nacktheit und Schande. Er vertraut allein noch auf Mord und Terror und kann nichts anderes als Morden und Totschlagen. Er fühlt sich in zunehmendem Maße vereinsamt, es sei denn, daß diese Einsamkeit durch die Weiteserscheinungen der Gemeinheiten vermindert wird.“

Daß Hitler sich sofort des höchsten Staatsamtes bemächtigt hat, wozu seine Erbauten in der Regierung ihm die Zustimmung gaben, beweist eine zunehmende Nervosität. Die schon bei der Schlichterlei einen Monat zuvor und bei dem Mord an Dollfus zum Ausdruck kam.

Die „Sunday Times“ schreibt, daß Hitler sich nicht nur dem Urteil des Auslandes gegenübergestellt sieht, sondern in zunehmendem Maße auch der Kritik des deutschen Volkes.

Damals und heute

London, 7. August. (Zusatz.)

Der „Manchester Guardian“ veröffentlicht unter Verwendung vieler dokumentarischen Materials einen Zeitungsartikel über Hindenburg und die heutige Lage Deutschlands. Der Verfasser des Artikels zerlegt die Legende, die sich um den Namen des Feldmarschalls — des Siegers der Schlacht von Tannenberg, die in jedem Fall gewonnen worden wäre — gebildet hat. Die Legende sagt, daß Hindenburg es gewesen sei, der das Heer 1918 in guter Ordnung zurückführte und damit die allgemeine Anarchie verhindert habe. Die Wahrheit ist, daß die Ordnung durch die Arbeiter- und Soldatenräte, die von den Rassen gewählt waren, aufrecht erhalten worden ist. Gewählt als Präsident, erliegen Hindenburg als treuer Verteidiger der Republik und der Verfassung. Erneut gewählt, verfiel die Republik ein Jahr später ohne Widerstand und ohne Protest einem so schrecklichen Schicksal, daß die ganze zivilisierte Welt bestürzt und entsetzt geriet. Selbst in einem Zeitalter, das so reich an Verrat ist wie das unsere, ist dieser Verrat gewiß einer der größten.

Berlin hat Ferien

Leben mit Sorgen . . .

Wir lesen u. a. in „De Nieuwe Rotterdamse Courant“: „Nach den Erschütterungen vom 30. Juni, während des kritischen Reinigungsprozesses, unter dem heraufziehenden Sturm allgemeinen Zweifels und in der großen inländischen und ausländischen politischen Unsicherheit geht jeder aus Berlin in die Ferien. Es ist deutlich, daß alle sich den Verlauf der Dinge nun erst einmal ruhig an-

sehen wollen. Selbst die Metropole hält man im Augenblick nicht für vollkommen sicher. Keiner kann mit Sicherheit voraussagen, was man zu gewärtigen hat. Daß man die Liste der Toten nicht öffentlich bekannt macht, braucht nicht nur Furcht vor der Wahrheit zu sein, es kann ebenso gut die Angst sein, daß die Liste noch nicht vollständig abgeschlossen ist. Es herrscht Stille. Inzwischen machen sich die unglückseligen Folgen der Isolationspolitik unangenehm bemerkbar. Die ganze Textilindustrie muß ihren Arbeitern infolge des Rohstoffmangels den vierten der Arbeitswoche schenken. Es ist eine ökonomische Katastrophe, der erste große Bankrott der Arbeitsbeschaffungspolitik. Aber die Führer gehen in die Ferien? Pflichtvernachlässigung? Nein, Unsicherheit!“

Die gesäuberte Rasse

Wir lesen u. a. in „De Schakel“ (katholisches Wochenblatt):

„Das Reich wurde als mindestens tausendjährig proklamiert! Nach einer Vergangenheit, die nichts war, würde nun eine neue Zukunft kommen. . . Ein Mann wußte plötzlich den Weg aus dem Chaos. . . Er nahm das Ruder in die Hand und warf das Steuerbord ganz herum. . . Er packte die Sache dorthin an. Er hielt praktische Reden, und es kam eine Brottrunkenheit über das Land, die durch Musik, Musikfeste und Massenversammlungen gesteigert wurde zu einem Delirium von Begeisterung. Die Masse wurde so beiseite, daß selbst eine Blutüberhebung stattfinden mußte. Juden wurden verbannt; heiraten wurde ihnen verboten; man nahm den Nichtariern ihre Stellungen. Die reine Rasse war nun an der Reihe. Seitdem sind einige Jahre verstrichen. Wenn wir auf all den Bombast zurückblicken, tun

„Ein stetes Gemecker in den Gängen“

Mindestens 60 Prozent der Studenten in Opposition

Der „Stürmer“ veröffentlicht in der sechsten erschienenen Ausgabe einen Bericht aus München über die Haltung der deutschen Studenten, in dem nicht mehr und nicht weniger als Auslösung der Universitäten gefordert wird:

„Ein stetes Gemecker und Geklüster herrscht in den Gängen. Hier nur einige Beispiele: Im Vorkurs wollte ich kürzlich den „Stürmer“ lesen. Die Aufsicht fand ich verschämt mit den Worten: Wann wird dieses Schandblatt endlich verboten und ähnliches. Ich schrieb es durch und schrieb hin: Welcher Judenschmierfleck war das? Am nächsten Tage war dieses wieder durchgeschrien und erneuert. Auf den Bänken der Hörsäle sieht man eingekringelt: Nieder mit der NSDAP. Aber damit nicht genug. Bei der ersten Studentenversammlung ebenso wie bei der jur. Fachschaftsversammlung

gab es traurige Szenen:

Gleich zu Beginn begann ein Madam, der allmählich in ein Jodeln und Schreien, verbunden mit Pfeifen ausartete. Die ersten Redner ließ man nicht zu Wort kommen. Der Kreisführer der Studentenschaft, Sturmbannführer Donat, konnte kaum die zügellose Masse wieder zur Ordnung bringen.

Eine Erscheinung macht sich sehr auch stark bemerkbar: Das Lesen von ausländischen Zeitungen. . . Andere wiederum entdecken in ihrem Geist plötzlich eine sprachliche Ader und lesen fest fremdsprachige Zeitungen und Zeitschriften. Dagegen hätte man nichts, wenn es nicht in dem festen Bewußtsein wäre, irgend etwas Nachteiliges dem heutigen Staat anzubringen. Diese Erzeugnisse erfreuen sich steigender Beliebtheit. Wie hungrige Wölfe kürzen sie sich auf Tendenznachrichten. Die Hochschule ist wirklich reiß, aufgelöst zu werden. Mindestens 60 Prozent, wahrscheinlich sogar noch mehr, opponieren, angeblich wegen des Zwanges. Ich spreche dem letzten Studenten das Recht ab, den Namen Träger der Revolution zu tragen.

Ja, er ist Träger der Opposition,

aber nicht Träger der Revolution. Meine feste Überzeugung wird noch erhärtet durch ein heutiges Vorkommnis. Während vor drei Jahren die Studenten gegen den jüdischen Universitätsprofessor Raviasski demonstrierten, muß man heute leben, wie ebenfalls eine Masse, die sich Studenten nennen, einen vom Staat für nicht einwandfrei erklärten Professor Sympathiekundgebungen geben.

Ludendorff, der Automat

„Ich äußere mich grundsätzlich nicht“

Unter den Beileidsschreibern, die zu Hindenburgs Tod aus aller Welt in Deutschland eingegangen sind, wird bekanntlich eines vermißt: das des Generals von Ludendorff. Auch die Presse des Auslandes hat diese Feststellung gemacht, und einer der Redakteure des „Oeuvre“ kam auf die Idee, in Tuting Nummer 17 (das ist die Telefonnummer von Ludendorff) anzurufen und persönlich nachzufragen, was denn da los sei.

Der „Oeuvre“ gibt uns folgende Schilderung des Telefongesprächs, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten.

„Exzellenz Ludendorff“ meldete sich höchstpersönlich am Apparat und erwiderte auf die Frage des Redakteurs, welches denn seine Empfindungen seien anlässlich des Todes seines alten Kriegskameraden des Reichspräsidenten: „Ich äußere mich grundsätzlich nicht!“

Auf die weitere Frage, ob er denn einen Kranz geschickt habe, antwortete Ludendorff: „Ich äußere mich grundsätzlich nicht!“

Auf die weitere Frage, ob er denn einen Kranz geschickt habe, antwortete Ludendorff: „Ich äußere mich grundsätzlich nicht!“

Der Redakteur ließ sich aber noch nicht beirren und fragte, ob „Seine Exzellenz“ an den Beisetzungsfestlichkeiten in Tannenberg teilnehmen würden. Und wieder tönte

wir das ohne Schadenfreude. Die reine Rasse schien in einem sehr vorantreibenden Vertreter weit zurückzubleiben, hinter den Nichttragenden. Und einige Raffearier entpuppten sich als Nichtarier. Wir lassen gerne den Vorhang über das Schauspiel fallen, das sich seinen Augen nach seiner nächsten Fahrt entbietet. Wir weisen nur ganz nebenbei auf die 30000 Mark, die durch ein paar Menschlein für Diners und Sompers verprascht wurden. Wir geben nicht weiter ein auf den Massenmord, der auf geschickte Weise jeglichen politischen Widerstand ausrottete, um: zuzugeben, daß die gesäuberte Rasse Wahnsinn ist, nicht mehr als Größenwahnsinn, eine geistige Trunkenheit, durch die wir uns, die wir als nüchtern bekannt sind, nicht trunken machen lassen dürfen.“

Sowjetbotschaft protestiert

Gegen deutsche Presseangriffe

Berlin, 7. Aug. (ZM.) Die ununterbrochenen Angriffe der deutschen faschistischen Presse gegen die Sowjetunion haben die Berliner Sowjetbotschaft veranlaßt, beim deutschen Auswärtigen Amt Protest gegen die Schreibweise der genannten Presse einzulegen. Der Sekretär der Sowjetbotschaft Dr. Hirschfeld verwies in seinem Protest im Auswärtigen Amt darauf, daß diese Kampagne immer größeren Umfang annimmt, daß die gesamte wirtschaftliche und soziale Lage der Sowjetunion sowie ihre Außenpolitik in völlig falschem Lichte dargestellt wird. Insbesondere verwies er darauf, daß unter der Fassung „Brüder in Rot“ eine Kampagne geführt wird, die jeder Grundlage entbehrt und die nur den Zweck hat, die deutsche Öffentlichkeit über die wirklichen Verhältnisse irrezuführen. Es ist charakteristisch für die deutsche Presse und ihre Abhängigkeit von sowjetfeindlichen Informationsquellen, daß kein einziges Blatt, auch nicht die amtliche Nachrichtenagentur, eine Mitteilung über diesen Schritt veröffentlicht hat, was es die elementarsten Grundsätze der internationalen Höflichkeit erfordert hätten.

Die Sachlage ist folgende: Am Montag sollten im Rahmen der Volksgemeinschaft für die deutsche Wissenschaft aus Anlaß der Tagung der Akademie für deutsches Recht Vorträge gehalten werden über „Was ist deutsch?“, dabei auch Professor Mittels über: „Was ist deutsch im deutschen Recht?“. Nun ist aber Professor Mittels bekannt als Liberaler, Demokrat und als kein Freund des Nationalsozialismus. Es war daher nicht verwunderlich, daß der Vortrag, noch dazu über ein solches Thema, von der Akademie abgelehnt wurde. Schon während der übrigen Reden machte sich eine pöbelhafte Stimmung bemerkbar, die am Schluß

in ein tierisches Toben ausartete.

Einer Anzahl von Studenten wurde der Ausweis abgenommen. Dafür war heute die Vorlesung dieses Professors überfüllt und in den Gängen stauten sich die Massen. Auf dem Raibeder lag ein Blumenstrauß. Ein SS-Mann ging hinaus und zerplückte den ganzen Strauß. Das einzige richtige Daran wieder ein Toben, bis der Defak zur Disziplin aufforderte. Die Vorlesung konnte beginnen. Kurz vor Schluß sollte wieder eine Rundgebung sein. Als nun einer anlang, schlug ihm ein nahe bei ihm stehender SS-Mann eine gewaltige Ohrfeige hin, daß es der gute Mann das nächste Mal bleiben läßt. Das war der Anlaß zu einem lebhaften Tumult, wobei es ziemlich Schläge abfeuerte. Dies setzte sich eine Zeitlang fort, bis der Saal doch geräumt wurde und das Spiel sich auf den Gängen fortsetzte.“

Die Pornographen drohen

München, 7. Aug. (Zusatz.) In der jüngsten Ausgabe des „Stürmer“ finden wir die folgenden widerwärtigen Ausführungen: „In Gauting, im schönen Mühlal, in ein Familienbad, der Volksmund nennt es die „Juden-schwemme“, und mit Recht. Seit in den Münchner Wäldern den Juden der Zutritt verboten ist, kommt diese Gesellschaft zu uns nach Gauting. Am vergangenen Sonntag waren sie alle da, die Levis, Cobas, der Ragenstein, der alte Jude Weinger mit seinem Judenweib, der Zigarettenjunge Kay, der Rechtsanwalt Rahn usw. Der Vater dieses Bades (der Grund gehört der Gemeinde Gauting) ist der als ewiger Rörgler und Kremlfester am „dritten Reich“ ortsbekannt Herr Doppelhammer. Wenn dieser Saufstall nicht bald aufhört, dann muß mit dem Judenrecht von Gauting noch einmal deutlicher gesprochen werden.“

es vom anderen Ende der Strippe zurück: „Ich äußere mich grundsätzlich nicht.“

Noch verlor der Redakteur nicht den Mut, doch noch eine vernünftige Auskunft zu bekommen, und so fragte er weiter, ob denn Ludendorff durch eine derartige Teilnahme nicht bekunden würde, daß er weder gegen den Heimgegangenen noch gegen dessen Nachfolger irgendeinen Groll hege? Exzellenz antwortete: „Ich äußere mich grundsätzlich nicht.“

Mit eintöniger Stimme wiederholte Ludendorff wie ein altes Grammophon, das man vergessen hatte, abzustellen, immer wieder auf alle Fragen den einen Satz: „Ich äußere mich grundsätzlich nicht!“. Als der Redakteur ihm sagte: „Ich bedauere lebhaft, Sie durch meinen Telefonanruf gestört zu haben“, erwiderte Ludendorff als Schlusswort: „Ich äußere mich grundsätzlich nicht!“

Frau Grabisch von der Iris Preß hörte dieses seltsame Telefonat mit einem zweiten Hörer ab, so fügt „Oeuvre“ hinzu, und sie kann bezeugen, daß der Vorgang, so wie er hier geschildert ist, sich abgespielt habe. „Oeuvre“ meint, das Telefongespräch hätte noch eine Stunde lang fortgesetzt werden können. Das Ergebnis wäre gewesen, daß die Zuhörer mit derselben automatischen Präzision „Ich äußere mich grundsätzlich nicht“ die Antwort bekommen hätten, mit geändert hat, die Antwort erhält: „Der Teilnehmer hat seine Nummer geändert, bitte, sehen Sie im neuen Telefonbuch nach.“

Meißner - immer und überall

Die mächtigsten und einflussreichsten Wirtschaftskreise Deutschlands, die mit einer Nachfolgerschaft Hitlers rechneten, hielten es für angebracht, sich in der unmittelbaren Nähe des kommenden Präsidenten einen Mann zu schaffen, dem sie unbedingt vertrauen zu können glauben. Dieser Mann war Dr. Meißner.

Nach dem Blutbad des 30. Juni war es Hitler klar geworden, daß seine Situation äußerst kritisch war und daß es erforderlich sein würde, sich auf die Autorität Hindenburgs zu stützen. Hitler begab sich nach Neudeck. Bevor er mit Hindenburg sprach, schloß er sich während zweier Stunden mit Dr. Meißner und Oskar v. Hindenburg zu einer vertraulichen Aussprache ein.

Bis heute ist über diese geheime Konferenz nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Wir wissen nun jedoch, daß in diesen zwei Stunden über das Telegramm verhandelt wurde, das Hindenburg dann tatsächlich, das heißt: Meißner an Hitler absandte und in der der Reichspräsident den „Führer“ zu seiner Bluttat bestärkte. Sekundiert durch Oskar von Hindenburg, hat der Feldmarschall sich von der Notwendigkeit dieses Schrittes überzeugen lassen. Zum Dank dafür gab Hitler an Meißner das Versprechen, daß der Posten des Staatssekretärs auch nach dem Tode Hindenburgs ihm erhalten bleibe. Und Oskar von Hindenburg erhielt die Versicherung, daß er mit der Affäre, derenwegen er bereits im Verdeckt-Prozess vor Gericht auftreten mußte, nicht mehr beunruhigt werde.

Auf diese Weise ist es gelungen, daß die einflussreichen Freunde Dr. Meißners, die ostpreussischen Großgrundbesitzer und die Führer der Schwerindustrie, heute in unmittelbarer Nähe Hitlers einen Mann wissen, der ihnen eine Garantie mit dafür ist, daß ihre Politik weitergeführt wird.

„Meißner ist unbeweglich“

Ein Deutscher im Symbol

Paris, 7. August. Das „Echo de Paris“ veröffentlicht eine treffende Charakteristik des Staatssekretärs Meißner, in der es u. a. heißt: Wer sagte doch, daß Hitler in Deutschland alles auf den

Kopf gestützt hat, indem er sogar die allen Diener des Reiches und die eigenen Mitarbeiter seines Aufstieges beiseite gelassen und hingeworfen hat? Ein entscheidendes Dementi wird uns von dem Staatssekretär Meißner gegeben. Er war bereits Kabinettschef des ersten Reichspräsidenten Ebert. Er ist es bei Hindenburg geblieben, und er ist jetzt bei Hitler in seinem Amte beschäftigt worden. Dieser Meißner stellt also für sich allein das dar, was im deutschen Staate dauerhaft bleibt. Er ist der Unbewegliche. Aber er ist vor allem das wunderbare Zeugnis der ewigen Kraft der Bürokratie.

Kabinettschef von Ebert Hindenburg und Hitler, welche Kräfteanregung! Er ist der König der Kabinettschefs! Der Kaiser Hitler ist nicht solide. Meißner ist unbeweglich. Er vertritt Deutschland.

Das freudige Ja

Die „Nützlichkeit des Krieges“

Berlin, 7. August. (Anpreß.) Das Organ des Nationalistischen Frontkämpferbundes, der „Stahlhelm“, schreibt zum 30. Jahrestag des Weltkriegsbeginns, der Krieg sei weder ein Verbrechen noch ein Abenteuer, sondern das Werk der göttlichen Vorsehung. Kriege würden trotz aller menschlichen Anstrengungen immer wieder ausbrechen, sie seien dazu bestimmt, den Wert der Persönlichkeit und eines Volkes zu beweisen und neue Wege für eine neue Zeit zu schaffen. Das Blatt spricht dann von der „Nützlichkeit des letzten Krieges“ und betont, daß vor Ausbruch der Feindseligkeiten die Arbeiter sich dem Staat entfremdet hätten und daß es ohne Krieg unmöglich gewesen sei, die Trennung des Arbeiters von der Volksgemeinschaft zu verhindern. Der „Stahlhelm“ ist der Auffassung, daß der Weltkrieg nicht die letzte Prüfung der europäischen Völker gewesen sei. „Wir sind bereit, den Befehlen des Schicksals in Zukunft genau so stolz und freudig mit „Ja“ zu antworten, wie wir es vor zwanzig Jahren getan haben.“

Vorbereitung der „Wahl“

Breslau, 5. Aug. Ein Bauer und zwei Angestellte wurden durch die geheime Staatspolizei verhaftet, weil sie die lokalen Führer der Deutschen Arbeitsfront kritisiert hatten.

Große Explosion

Am Montagmorgen zerstörte eine gewaltige Explosion große Teile der Fabrik der Gesellschaft für elektrotechnische Produkte von Yainville. Dabei wurden drei Arbeiter getötet. Der Schaden wird auf eine Million Franken geschätzt.

In der Grube gefangen

Polnische Bergleute blockieren französische Kameraden

Ein unglaublicher Vorfall hat sich in der Mine de l'Escarpelle unweit von Bethune abgespielt. Mehrere polnische Bergarbeiter, die sich zu stark politisch betätigt hatten, wurden ausgewiesen. Die anderen polnischen Bergarbeiter, die in der Grube arbeiteten, versuchten nun einen Proteststreik zu inszenieren und die mit ihnen eingefahrenen französischen Arbeiter an der Aufnahme der Arbeit zu hindern. Als die Franzosen sich nicht sofort einverstanden erklärten, blockierten die Polen den Ausgang und schnitten den im Schacht befindlichen die Luft und den elektrischen Strom ab. Einige der französischen Arbeiter versuchten aus der Tiefe von 300 Meter an den Rettungsleitern wieder das Tageslicht zu erreichen. Anderen gelang es trotz der Dunkelheit den Nachbarschacht zu erreichen und sich so in Sicherheit zu bringen. Montag mittag um 2 Uhr versuchten ein Obersteiger, 2 Steiger und der Werkführer in den Schacht hinunterzufahren. 20 Minuten später gelang es dem Werkführer der Werkleitung mitzuteilen, daß er der Gefangene der Streikenden sei. Trotz starken Polizeiaufgebots versuchte der Grubendirektor gütlich mit den Polen zu verhandeln. Aber auch das war erfolglos. Am Dienstag früh war die Situation noch unverändert. In dem Schacht sind etwa 200 Grubenarbeiter eingeschlossen, die ohne Licht, ohne Wasser und ohne Lebensmittel sind. Das Telefon ist abgeschnitten und auch der Förderkorb ist nicht mehr in Funktion. Der Schachteingang wird von Militär bewacht. Das Publikum drängt sich an den Sperrgittern.

Befreit

Dienstagabend ist der Konflikt beigelegt worden. Ein Sekretär des Bergarbeiterverbandes stieg in den Schacht hinab, und es gelang ihm, den Polen Vernunft beizubringen und sie zur Einstellung ihres Widerstandes zu bewegen. Als die Bergleute die Grube verließen, sah die inzwischen herbeigeströmte Menge von jeder Kundgebung ab. Die französischen Arbeiter sind gleichzeitig mit den Polen ausgefahren. Die Lösung des Konfliktes ist von der Bevölkerung mit Befriedigung aufgenommen worden.

Paris—Strasbourg à la Marche

Der Wettmarsch Paris-Strasbourg, der jedes Jahr zum Austrag kommt, brachte die ersten Teilnehmer am Samstag nach Strasbourg. Insgesamt bewältigten 28 Teilnehmer die über 550 Kilometer lange Strecke. Erster wurde der Russe Jouchkoff in 74,08 Stunden. Zweiter wurde Cheminant, dritter der Elsässer Romens, der Vorjahrsieger. Er brauchte 75,03 Stunden. Eine große Menschenmenge begrüßte die ersten Geher in Strasbourg am Kleberplatz. Die Begrüßung der am Sonntag eingetroffenen Sportler fiel etwas düstiger aus, was vom Publikum sehr unangenehm vermerkt wurde, schließlich ist doch auch die Leistung der anderen Geher, die die ganze Strecke durchhielten, sehr hoch einzuschätzen. E. D.

Association des Emigrés Israélites d'Allemagne en France

Freitag, den 10. August, 19 Uhr, Sabbatgottesdienst für deutsche Emigranten im Betsaal „Chez Cohn“, 17, Rue Bérange (Metro République) in Paris. Deutsche Predigt. Jedermann willkommen.

Göring schickte Telegramme

Der Tod Hindenburgs und der Staatsstreich Hitlers haben begreiflicherweise derartig die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich gelenkt, daß man einen neuen Reichspräsidenten übersehen hat. Herr Göring hat es nämlich für notwendig gefunden, dem Oberst von Hindenburg sein Beileid auszusprechen. An sich wäre dagegen nicht nur nichts einzuwenden, sondern eigentlich wäre sogar ein Beileidstelegramm Görings eine Selbstverständlichkeit. Aber Göring hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst bei einer solchen Gelegenheit alle anderen zu übertrumpfen. Er sandte nämlich dem Obersten von Hindenburg nicht ein Beileidstelegramm, sondern gleich zwei.

In dem ersten langen Telegramm feierte er den Generalfeldmarschall als „einen der gewaltigsten Männer dieses Jahrhunderts, als einen Mann, der als Vorbild von Pflichttreue“, aber nur nicht für Göring, diene. Und dann schreibt er: „Mit mir trauert die deutsche Luftfahrt um einen verständnisvollen Förderer. Ich spreche Ihnen mein tiefstes Mitgefühl u. u. m.“

Das Telegramm ist gezeichnet: „General Göring“. Aber dieses Telegramm genügte ihm nicht, und er sandte ein zweites an den gleichen Oberst von Hindenburg. Es beginnt mit den Worten: „Das preussische Staatsministerium und die gesamte preussische Beamtenchaft und vor allem die preussische Landspolizei übermitteln Ihnen und Ihrer ganzen Familie durch mich das aufrichtigste Mitgefühl zu dem unersehlichen Verlust. Der Generalfeldmarschall hat immer mit Stolz und Überzeugung betont usw. usw.“ Dieses zweite Telegramm ist gezeichnet: Der preussische Ministerpräsident Göring.

Wir vermischen noch das dritte Telegramm Görings an Obersten von Hindenburg in seiner Eigenschaft als Reichsjägermeister!

Der Nachfolger

Neuer kommissarischer Polizeipräsident in Gleiwitz

Der bisherige stellvertretende Polizeipräsident von Berlin, Neubauer, ist zum kommissarischen Polizeipräsidenten von Gleiwitz ernannt worden, während in Berlin Regierungsdirektor Bredow vom preussischen Innenministerium mit der stellvertretenden Wahrnehmung der Geschäfte des Polizeipräsidenten beauftragt wurde. — Der Vorgänger war im Zuge der „Aktion“ des 30. Juni erschossen worden.

BRIEFKASTEN

Deutscher Florist in der Schweiz. Sie schreiben uns: „In Nr. 179 Ihrer Zeitung vom 5. 6. August steht ein Artikel „Hindenburg tief nach Christus“, den ich vollständig billige. Nur enthält er eine gewisse Unklarheit hinsichtlich des Begriffes „letztes Wort Hindenburgs“. Es klingt so, als habe Hindenburg noch in der letzten Zeit diesen Appell an Müller gerichtet. Dieses Wort „Sorgen Sie um“ fiel im Oktober vorigen Jahres bei der ersten (und letzten) Zusammenkunft Hindenburgs mit Müller. Müller hat davon am 27. Oktober 1933 bei der berühmten Reichstagsrede den Deutschen Christen selbst Mitteilung gemacht (wo er u. a. auch sagte: „Ich und Hoffenfelder sind unzertrennlich“; ein paar Tage darauf gab er ihn preis, infolge eines „Ausbruchs von Hildesheim“ neuer! Vergl. die dazu „Evangelium im Dritten Reich“ vom 5. November 1933). Es war ein offenes Geheimnis, daß Hindenburg lieber Bodetshwingen an der Spitze der D.D.C. gesehen hätte. Sein Brief an Hitler vom 30. Juni 1933 sollte eine moralische Unterstützung der Bekennntnistreuen sein. Die Wort unter den „Deutschen Christen“ war damals groß. Aber es wurde dann doch bei der „Wahl“ vom 29. 7. ein „Siege“ der „Deutschen Christen“ darauf gemacht und mit vielen anderen war auch Hindenburg deploriert. Er hat sich dann lang gewiegelt, Müller — diesen unglücklichsten evangelischen Kirchenmann seit der Reformation — zu empfangen. Als er ihn — unter Druck — im Oktober doch empfangen sagte er das bekannte Wort zu ihm: „Sorgen Sie dafür, daß Christus in Deutschland gepredigt wird.“ Das sagte genug. Es war eine Ehrfurcht für Müller. Seit der Zeit hat Hindenburg die Kreuze Hitlers nicht mehr sehen wollen. Neugierig bin ich, ob Müller Hindenburg beerdigen wird. Wenn ja, dann genau so gegen dessen Willen, wie die Beisetzung in Tannenberg gegen den Willen der Familie H., erfolgt. Aber möglich ist ja heute alles.“

Für den Gesamteinhalt verantwortlich: Johann Pflü in Tübingen; für Inserate: Otto Kuban in Saarbrücken Rotationsdruck und Verlag: Verlag der Volkshilfe GmbH, Saarbrücken 2, Schützenstraße 5. — Schlußtag 770 Saarbrücken.

WESTLAND

Unabhängige deutsche Wochenzeitung

erscheint in Saarbrücken jeden Freitag.

„Westland“ behandelt in unparteiischer Weise politische, kulturelle und wirtschaftliche Fragen. Besondere Aufmerksamkeit widmet es der deutschen Entwicklung. Die nationalsozialistische revolutionäre Übergangszeit will es begreifen und nicht bejammern helfen. Deshalb spürt „Westland“ nicht „Angriffspunkte“ aus, sondern sucht ein umfassendes Bild zu geben. Es wendet sich an den selbständig denkenden Leser, der mit ihm die Wahrheit für die schärfste Waffe des politischen Kampfes hält.

Aus der neuesten Nummer:

- Hitlers Panama
- Paul von Hindenburg
- „Der Stürmer“ als Lesebuch
- Pg. John Dillinger
- Die Saarabstimmung in Gefahr
- Hütten ohne Erze

Die regelmäßige Zustellung

erfolgt durch die Westland-Verlags-G. m. b. H. Saarbrücken 3 • Brauerstraße 6-8 • Telefon 21014

Pariser Berichte

Die Polizei sucht eine Spur

Die „Frau mit der in Falten gelegten Schürze“

Menschenleben gelten in diesen aufgeregten Zeiten nicht sehr viel, und wenn man die Kriminalstatistiken aller Länder verfolgt, so wird man immer wieder feststellen, daß trotz aller Tüchtigkeit der Polizei eine große Anzahl von Mordern frei herumläuft, weil es eben nicht gelingt, den wahren Täter bei Mordfällen zu entdecken.

Man wird sich erinnern, daß vor einigen Monaten in Bagneux ein Greis, der allgemein Père Gély genannt wurde, in seinem kleinen Häuschen auf geheimnisvolle Weise ermordet wurde. Um alle Spuren seines Verbrechen zu verwischen, hatte der Mörder außerdem das Häuschen in Brand gesetzt. Die Polizei arbeitete fieberhaft, trotzdem gelang es ihr bis heute nicht, den Mörder zu entdecken.

Monate gingen darüber hin. Da plötzlich wurden die Bewohner von Montrouge, gleichfalls ein Vorort von Paris, durch die Kunde in Schrecken versetzt, daß die betagte Rentnerin Mme. Laurant in ihrer Wohnung erwürgt aufgefunden worden ist. Die Begleitumstände der Tat deuteten darauf hin, daß auch Frau Laurent dem gleichen Mörder zum Opfer fiel, der den Père Gély tötete.

Wieder begann eine fieberhafte Arbeit der Kriminalpolizei, und wieder scheint diese Arbeit vergeblich zu sein. In den letzten drei Tagen wurde die Umgebung der Hallen, jener „Baud von Paris“, wie Zola diese riesigen Lebensmittelniederlagen bezeichnete, abgesucht, da man vielleicht in den Kreisen der dort stationierten Unterwelt eine Spur zu finden hoffte. Auch diese Suche war umsonst. Jetzt aber scheint dieser Mordfall noch geheimnisvoller zu werden, als er ohnedies schon war. Denn die Kriminalpolizei verfolgt jetzt eine Spur, die nach dem Friedhof von Bagneux führt.

Vor acht Tagen tauchte in Montrouge eine Frau auf, die in den Berichten der Kriminalpolizei den Namen „Die Frau mit der in Falten gelegten Schürze“ trägt. Sie erkundigte sich in einer Gemischtwarenhandlung nach der Adresse einer Greisin, die der Beschreibung nach Frau Laurent sein mußte, und fügte als Erklärung hinzu: „Wir haben auf dem Friedhof in Bagneux die Gräber unserer Männer dicht nebeneinander. Auch ich bin Witwe und habe dort die Bekanntschaft der alten Dame gemacht.“ Als die Frau keine Auskunft erhalten konnte, verschwand sie so geheimnisvoll, wie sie gekommen war. Die Polizei aber stellte sofort auf dem Friedhof von Bagneux Nachforschungen an, ohne daß es ihr bis jetzt gelungen ist, zu entdecken, wer „Die Frau mit der in Falten gelegten Schürze“ sein könne. Hingegen hat sie dabei festgestellt, daß die Friedhofsbesucher, namentlich die, die in Trauer sind, häufig von Zigeunern belästigt werden, die ihnen aus der Handwahrzeichen wollen. Und nun benutzte die Polizei auch diesen Hinweis, um nach den weiteren Spuren in dieser geheimnisvollen Affäre zu suchen.

Je weiter die Untersuchung in der Mordsache der Witwe Laurent in Montrouge fortschreitet, desto theatralischer gestaltet sie sich. Als am Montag die Kriminalpolizei nochmals das kleine von der Ermordeten bewohnte Haus durchsuchte, fand sie im Wohnzimmer in einer alten Kommode, die bisher unbeachtet geblieben war, in einem verschlossenen Schubfach nicht nur zahlreiche Bankabrechnungen, sondern auch neben 80.000 Franken in barem Gelde, Renten und Aktien — kurz gesagt ein großes Vermögen. Das ist um so bemerkenswerter als die alte Frau ihren einzigen Sohn — ein zweiter ist im Kriege gefallen — zwang, Tag und Nacht bis zum Umsinken zu arbeiten, nur um die Miete für das Haus aufzubringen. Dabei hat die Frau, wie die Nachbarn bekunden, dauernd über diesen Sohn geschimpft, der nie ein schlechtes Wort über seine Mutter sagte. Auch dieser Fund und diese Tatsache aber sind nicht geeignet, das Dunkel, das über der schaurigen Tat liegt, zu erhellen.